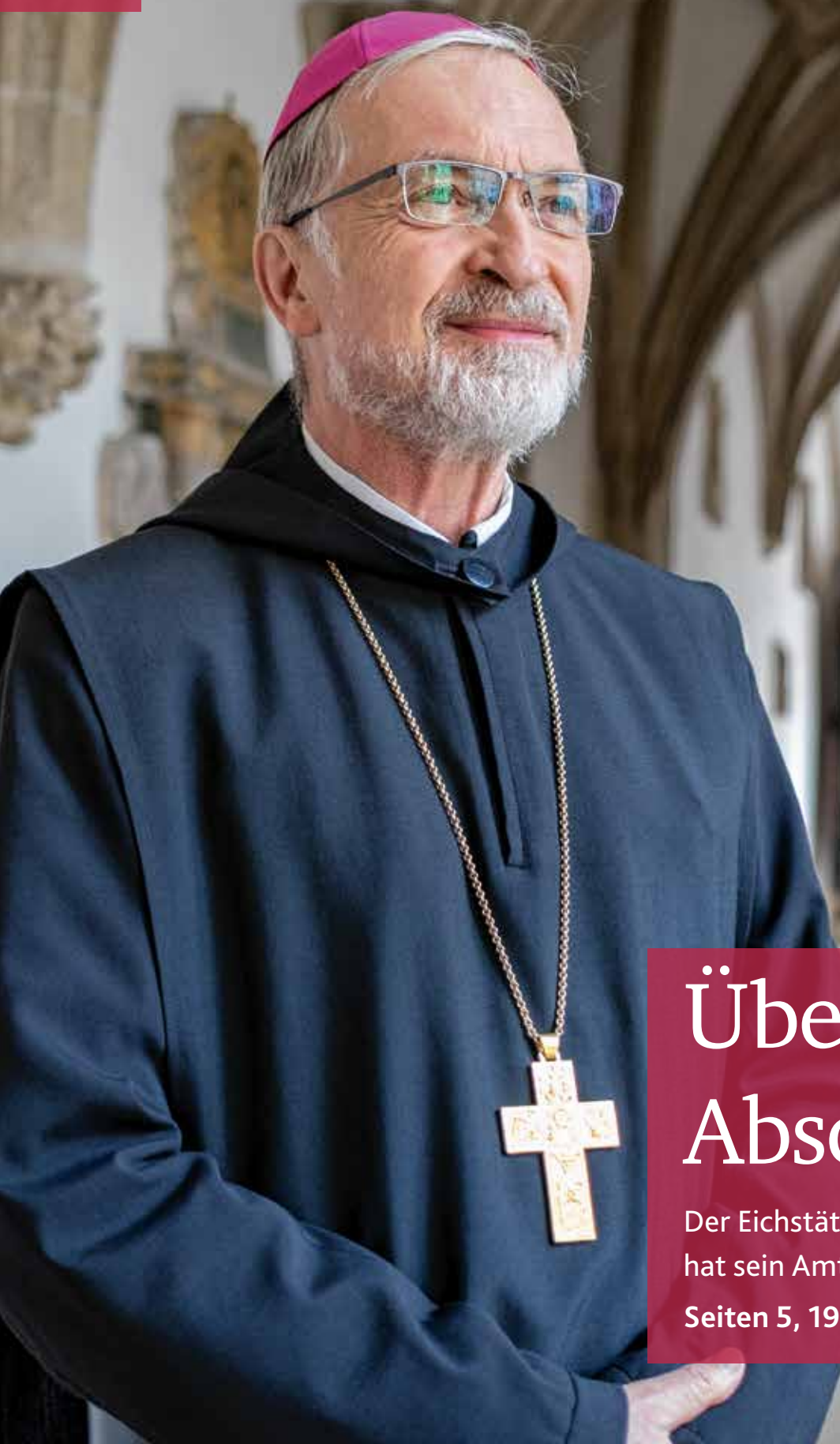


88. J.G. | 22. JUNI 2025
NUMMER 13 | 5,00 EURO

[inne]halten

Katholisches Magazin für das Bistum Eichstätt



Überraschender Abschied

Der Eichstätter Bischof Gregor Maria Hanke
hat sein Amt niedergelegt

Seiten 5, 19, 20/21 und 40

time to discover



Von der Donau bis zum Mekong, vom Rhein bis zum Nil – entdecken Sie die Welt vom Wasser aus.

VIelfalt ENTDECKEN

Kommen Sie mit auf eine Flusskreuzfahrt von nicko cruises und genießen Sie Entschleunigung auf den schönsten Wasserwegen der Welt. Ganz ohne Hektik, mit viel Zeit für persönliche Entdeckungen und in familiärer Atmosphäre.

Morgens spektakuläre Naturlandschaften, mittags ein verträumtes Weindorf, abends eine pulsierende Metropole: Nirgends sonst erleben Sie solch abwechslungsreiche Reiseerlebnisse, und das auf so entspannte Weise.



Jetzt Katalog unter www.nicko-cruises.de/katalog anfordern und Traumreise finden!

Kataloge
FLUSSREISEN
2026



Erfahren Sie mehr bei uns
oder in Ihrem Reisebüro

0711 – 24 89 800

nicko cruises Schiffsreisen GmbH | Mittlerer Pfad 2 | 70499 Stuttgart | info@nicko-cruises.de

www.nicko-cruises.de

nicko cruises®



Foto: iStockphoto/Alessandro Biasioli

DER LÄNGSTE TAG

Welch ein Genuss

Ist er nicht schön, der 21. Juni, der längste Tag des Jahres? Wer will, kann ihn auskosten von früh bis spät. Kann morgens um fünf einen Kaffee auf der Terrasse genießen, pünktlich zum Sonnenaufgang. Kann abends um halb elf wieder dort sitzen, mit Freunden, kann reden, lachen und was trinken, bis das letzte Licht schwindet. Kann dazwischen so viel Gutes erleben: mit den Kindern eine Wasserschlacht machen und ihnen ihr Lieblingsbuch vorlesen; mittags dösen; ein Eis essen; bei den Nachbarn klingeln und fragen, ob sie Lust haben auf einen Spaziergang im Wald; für den Abend ein leichtes Sommeressen zaubern. Klingt das verlockend?

Es könnte sich lohnen, diesen Tag zu nutzen – denn danach werden die Tage wieder kürzer. Doch auch sie haben ihren Reiz. Und falls der 21. Dezember, der kürzeste Tag des Jahres, ein ganz schrecklich fieser, dunkler, stürmischer Schneeregentag wird, dann kann, wer will, ihn trotzdem genauso genießen wie den ewig hellen 21. Juni. Mit dem Kaffee morgens um fünf in der Küche. Und den Freunden abends um halb elf auf dem Sofa. Und so viel Gutem dazwischen. Haben Sie schon Ideen, was das sein könnte?

// ANDREAS LESCH

GOTT UND DIE WELT

- 6 Kirche und Welt**
Wohin steuert Papst Leo die Kirche? Erste Linien seines Pontifikats werden sichtbar
- 10 Schwerpunkt**
1700 Jahre Konzil von Nizäa:
Welche Bedeutung hat das Treffen heute für die Ökumene?
- 18 Kirche und Welt**
Eine Helferin erzählt, wie die Caritas in Syrien Kindern und Jugendlichen Bildung ermöglicht
- 22 Kirche und Welt**
Erfolgreich gegen Antisemitismus:
In Berlin-Neukölln kämpft eine Sprachschule gegen Judenhass



Wochenlanges Ringen: das Konzil von Nizäa, dargestellt vom italienischen Maler Cesare Nebbia

Liebe Leserinnen und Leser!
Die nächste Ausgabe erscheint am 6. Juli.

BLICK NACH EICHSTÄTT

- 8 Weihe in der Vakanz**
In Eichstätt werden vier Männer zu Diakonen geweiht
- 20 Ein Bischof tritt zurück**
Gregor Maria Hanke hat am Pfingstsonntag sein Amt niedergelegt
- 32 Von Wandernden, Suchenden und Heimatlosen**
Der heilige Willibald als Pilger
- 35 Werber und Warner**
Josef Bierschneider – der erste Umweltbeauftragte des Bistums Eichstätt
- 37 Offenheit statt Angst**
Katholischer Flüchtlingsgipfel
- 38 Fünf Mal gemeinsam unterwegs**
Pilgerreihe im Pfarrverband Herrieden-Aurach
- 60 Das Bistum lädt zur Willibaldswoche**
Motto verbindet mit dem Heiligen Jahr

GLAUBENSLEBEN

- 42 Glaubenswege**
Jürgen Jeremia Lechelt ist in einer evangelischen und katholischen Laienbewegung aktiv
- 44 Lesungen der ersten Woche**
In einer christlichen Gemeinde sollten alle willkommen sein. Doch ist das so?
- 48 Lesungen der zweiten Woche**
Petrus und Paulus – zwei, die viele Schirmmützen ausgetragen haben, teilen sich ihren Gedenktag
- 52 Serie „Freiheit“**
Über die Freiheit im Alten und im Neuen Testament
- 54 Glaubensleben**
Schlüsselfrage: Wem vertraue ich mein Hab und Gut an? Und hat Gott mit Petrus auf den Richtigen gesetzt?



Foto: Konrad Fleckenstein/pde

SPEKTRUM

58 Kultur
Häuser aus Lehm sollen Menschen helfen, wieder einen besseren Bezug zur Erde zu finden

63 Medien
„Himmelwärts“ – kein lustiges Kinderbuch, aber ein hilfreicher Begleiter für Kinder, die trauern



Insignien: Nachdem Bischof Gregor Maria Hanke seinen Rücktritt vom Amt bekanntgegeben hatte, legte er alle äußeren Zeichen des Amtes ab.



Verbindung zur Erde: Der Altar im Wormser Dom besteht aus Lehm.

Foto: Norbert Rau

ANGEMERKT

Grenzen, Krisen und Visionen



Dass der Plankstettener Abt Gregor Maria Hanke für den vakanten Eichstätter Bischofsposten hochgehandelt wurde, war kein Geheimnis. Aber ihm selbst sagte man nach, dass er sich nicht gerade um diese ehrenvolle Berufung riss. Der Rest ist Geschichte. Der damals 52-Jährige wurde am 2. Dezember 2006 zum Bischof geweiht. Als er nach dem Gottesdienst, erstmals in die bischöfliche Soutane gewandert, das am Residenzplatz aufgestellte Festzelt betrat, umfing ihn warmer Applaus. Der Satz, mit dem tags darauf die bischöfliche Pressestelle den neuen Oberhirten zitierte, barg ungeahnte Bedeutung: „Das große Wohlwollen bewegt mich tief. Manchmal ängstigt mich diese Hochstimmung sogar, denn ich weiß um meine Grenzen.“

Die Tragweite seiner Aussagen, seines Handelns, seines Nicht-Handelns, wurde Hanke schnell vor Augen geführt, ob man ihm nach einem Besuch des Ghettos in Ramallah Antisemitismus unterstellte oder Entscheidungen an der Katholischen Universität kritisierte. Sichtbar an die Substanz gingen ihm der Finanzskandal und weit mehr noch die Missbrauchs-Enthüllungen.

Was der Bischof aber unverdrossen und leidenschaftlich propagierte, war die „Ökologie des Herzens“. Schon sein erstes Hirtenwort, nur einen Tag nach Amtsantritt, widmete er dieser Botschaft: Gegen Egoismus und Gewinnmaximierung, für ein neues Miteinander der Menschen und für einen achtsamen Umgang mit der Schöpfung. Die Frage, was ein gutes, ein erfülltes Leben ausmacht, gibt er uns über seine Amtszeit hinaus mit.

// GABI GESS

»Für ein neues Miteinander der Menschen«



QR-Code zum Probeabo
Hier scannen und direkt zum Probeabo gelangen.

Wohin steuert der neue Papst?

Seit gut einem Monat ist Leo XIV. im Amt und inzwischen sind **erste Linien seines Pontifikats** sichtbar. Bei Synodalität und der Rolle von Frauen in kirchlichen Führungspositionen setzt er auf **Kontinuität** zu seinem Vorgänger. Im Kontakt mit Gläubigen, Kurienmitarbeitern und Kardinälen geht er **eigene Wege**.

Von Ludwig Ring-Eifel

DER BEWAHRER

Leo XIV. hat sich in einigen Punkten explizit in die Kontinuität von Aussagen und Entscheidungen von Franziskus gestellt. Das gilt für die Ernennung von Frauen in vatikanischen Führungsämtern ebenso wie für seine Würdigung der Umwelt-Enzyklika *Laudato si* und die Vision einer Kirche, die ohne Diskriminierung auf alle Menschen zugehen soll. Der erste US-Amerikaner auf dem Stuhl Petri ist also offenbar kein Frauenverächter, kein Klimaleugner und keiner, der ein geschlossenes Kirchenbild mit Wagenburgmentalität hat. Daneben greift der neue Papst immer wieder auf Kerngedanken der beiden Päpste vor Franziskus zurück. Mit Johannes Paul II. verbindet ihn der Wunsch nach einer Wiederbelebung der missionarischen Dynamik der Kirche. Und mit Benedikt XVI. die Wertschätzung für die transzendente Dimension der Liturgie und das Betonen der kirchlichen Wahrheit, die aus seiner Sicht gleichberechtigt neben der Liebe und der Sorge für alle Menschen stehen soll.

DER AUSGLEICHENDE

Die unter Benedikt und Franziskus gewachsene Polarisierung innerhalb der Kirche war in den Versammlungen der Kardinäle vor der Papstwahl wiederholt Thema. Dass er die Einheit der Kirche fördern und interne Spaltungen überwinden will, damit diese zu einem Vorbild in einer zerstrittenen Welt werden kann, ist die bislang klarste Ansage des neuen Papstes. Er hat sie in

mehreren Ansprachen wiederholt und vertieft.

DER FORMELLE

Seit seinem ersten Auftritt mit der papstgemäßen Mozetta hat Leo XIV. deutlich gemacht, dass er zwischen dem bisweilen traditionell-nostalgisch wirkenden Auftreten von Benedikt XVI. einerseits und dem sehr saloppen Umgang von Papst Franziskus in Fragen von Kleidung und Protokoll andererseits einen Mittelweg wählt. Zum neuen Stil von Leo XIV. gehört auch das Comeback des Ringkusses bei Audienzen: Franziskus zog oft seine Hand weg, Leo XIV. lässt es zu.

Wenn er Kinder segnet, tut er das ohne viel Körperkontakt: Ein Kreuzzeichen auf die Stirn und ein Schulterklopfen treten an die Stelle des Küssens und Herzens. Geändert hat sich auch das päpstliche Brustkreuz: Statt schlichtem Silber ist jetzt wieder Gold zu sehen. Und das gesellige „Guten Appetit“ des argentinischen Papstes am Ende des sonntäglichen Mittagsgebets ist ersatzlos entfallen.

DER RÜCKKEHRER

Im Vatikan laufen Vorbereitungen für eine Rückkehr des Papstes in seine Dienstwohnung im Apostolischen Palast. Das Leben von Papst Franziskus im Gästehaus





DIE ERSTEN

100
TAGE PAPST
 LEO XIV.

Foto: Ina/Vatican Media/Romano Siciliani

Auf ihm ruhen
viele Hoffnungen:
Papst Leo XIV.

Santa Marta hat laut Schätzungen italienischer Medien pro Jahr mehrere hunderttausend Euro gekostet – durch entgangene Mieteinnahmen und durch Kosten für mehr Sicherheitspersonal. Hinzu kommen nun erhebliche Renovierungskosten, denn die päpstliche Wohnung ließ Franziskus nie instand halten. In der vatikanischen Kurie gilt die Renovierung der Papstwohnung und die Rückkehr dorthin inzwischen als symptomatisch für den Unterschied beider Pontifikate: Bei Franziskus ging es um die Inszenierung von Bescheidenheit und Volksnähe, bei Leo sind Aufräumarbeiten und die Wiederherstellung von Ordnung angesagt.

DER TEAMPLAYER

Anders als Franziskus scheint Leo XIV. die Kardinäle und vatikanischen Behördenleiter stärker an Entscheidungen beteiligen zu wollen. In seiner ersten Predigt auf dem Petersplatz sagte er, ein Papst dürfe niemals „der Versuchung erliegen, ein einsamer Anführer zu sein“. Gleich bei seinem ersten Treffen mit dem Kardinalskollegium ließ der neue Papst eine längere Debatte zu. Und in seiner Ansprache an die Kurie sagte er: „Die Päpste kommen und gehen, die Kurie bleibt.“ An diesem Punkt zeigt sich der schärfste Bruch mit dem Denken des Vorgängers, der für sich in Anspruch nahm, alleiniger Entscheider und Garant der Einheit der Kirche zu sein. Leo XIV. hingegen kündigte an, er wolle „sich selbst klein machen“.

DER DELEGIERENDE

Franziskus hatte mit der Tradition gebrochen, einen persönlichen Privatsekretär zum wichtigsten Vertrauten und zum Herrn über den Terminkalender des Papstes zu machen. Leo XIV. hat Edgard Ivan Rimaycuna Inga (36), den er aus seiner Zeit als Bischof in Peru kennt, zu seinem Privatsekretär gemacht. In den ersten

Wochen schien der allerdings mit der neuen Aufgabe überfordert zu sein: Eine zu dicht getaktete Terminfolge und Verspätungen des Papstes waren die Folge.

DER HAUSHÄLTER

Beobachter vermuten, dass die unter Franziskus nur noch spärlich geflossenen Spenden aus den USA unter einem amerikanischen Papst wieder reichlicher sein werden. Ob das ausreicht, um das Loch im vatikanischen Haushalt zu stopfen, oder ob Leo XIV. außerdem das bisherige Entlassungsveto in der päpstlichen Personalpolitik aufbrechen wird, bleibt abzuwarten.

DER SYNODALE

Zwar hat Leo XIV. bekundet, dass er den Weg der Synodalität seines Vorgängers fortsetzen will. Doch wird von dem promovierten Kirchenrechtler erwartet, dass er die von vielen Kardinälen geforderte Balance zwischen den Prinzipien der Synodalität und der bischöflichen Kollegialität herstellt. Möglicherweise wird er neben der seit Paul VI. bestehenden Bischofssynode eine Art kirchliche Generalversammlung etablieren, bei der auch Laien mitbestimmen können.

DER AUSSENPOLITIKER

Franziskus agierte in der Außenpolitik oft mehrglossig: Er handelte manchmal selbst, gelegentlich setzte er informelle Sonderbeauftragte ein, daneben ließ er aber auch die vatikanische Diplomatie weiterarbeiten. Leo XIV. steht für eine weniger sprunghafte Außenpolitik unter klarer Federführung des Staatssekretariats. Allerdings hat er bereits gezeigt, dass er in entscheidenden Momenten – etwa beim überraschenden Telefonat mit Russlands Präsident Putin – die Außenpolitik auch jederzeit wieder zur Chefsache machen kann.

DER CHEF

Das von Papst Franziskus einberufene, aber institutionell nie klar definierte Beratungsgremium zur Reform der vatikanischen Kurie hat unter dem neuen Papst noch nicht getagt. Ob er es überhaupt beibehalten will oder an seiner Stelle die seit Jahrzehnten geforderten Sitzungen der 16 Kurienchefs (und -chefinnen) einführen wird, ist völlig offen.

Weihe in der Vakanz

In Eichstätt werden am 28. Juni vier Männer zu Diakonen für das Bistum geweiht

EICHSTÄTT Am Samstag, dem 28. Juni um 9.30 Uhr, werden in der Schutzengelkirche Eichstätt vier Männer zu Diakonen für die Diözese Eichstätt geweiht.

Nikolai Losev stammt aus der Pfarrei Unbefleckte Empfängnis der Heiligen Jungfrau Maria in Moskau (Diözese Moskau). Er hat im Pfarrverband Nürnberg-Langwasser seine Praktikumsstelle.

Philipp Anselm Lürken aus der Pfarrei St. Hubertus in Dresden, Diözese Dresden-Meißen, seine Praktikumpfarreien sind Liebfrauenmünster und St. Moritz in Ingolstadt.

Jonas Reißmann aus der Pfarrei Mariä Aufnahme in den Himmel in Roth, absolviert sein Pfarrpraktikum in der Pfarrei Herz Jesu in Ingolstadt.

Sebastian Scharnagl aus St. Canisius in Ingolstadt, ist Pfarr-



Foto: Wolfgang Bertl/pde

Diese vier jungen Männer werden am 28. Juni in Eichstätt zu Diakonen geweiht (v. l. n. r.): Jonas Reißmann, Philipp Anselm Lürken, Sebastian Scharnagl und Nikolai Losev.

praktikant im Pfarrverband Berching.

Die Namen der Kandidaten sollen bei allen Gottesdiensten am 22. Juni bekannt gegeben werden. Alle Priester und Diakone, die zur Mitfeier kommen, werden gebeten sich im Jesuitenrefektorium des Priesterseminars einzufinden. Von dort

aus beginnt um 9.20 Uhr der Einzug in die Schutzengelkirche.

Die Diakonenweihe erfolgt durch die stille Handauflegung und durch das große Weihegebet, das den Geist Gottes für die Kandidaten herabrufft. Äußerlich sichtbar wird der diakonale Dienst bei der Eucharistiefeier: Der Diakon assistiert dem

Priester, er dient der Verkündigung und rüstet den Altar zu. Er unterstützt den Priester bei der Spendung von Sakramenten. Gemäß kirchlichem Brauch sind dem Diakon besonders Menschen am Rand aufgegeben. Er soll allen in der Haltung Jesu Christi begegnen.

Wer die Weihe in Eichstätt vornimmt, stand bei Redaktionsschluss noch nicht fest.

// HEBE

Kontakt zur Redaktion

Bei Fragen und Anregungen, Lob und Kritik können Sie sich an uns wenden, Telefon: 8421/50819 E-Mail: leserservice@bistumspresse.de



Foto: Norbert Staudt

Dompropst leitet kommissarisch

Dompropst Alfred Rottler (68, r.) leitet die Diözese Eichstätt, bis der vakante Bischofssitz wieder besetzt ist. Die aktiven Mitglieder des Eichstätter Domkapitels wählten Rottler zum Diözesanadministrator. Unterstützt wird er dabei von Domkapitular Michael Alberter (46, r.), den er in einer seiner ersten Amtshandlungen zu seinem Ständigen Vertreter ernannte. Alberter war bisher Generalvikar von Bischof Hanke.

IMPRESSUM

[inne]halten. Katholisches Magazin für das Bistum Eichstätt.

Herausgeber:
Bischöflicher Stuhl Eichstätt

Verlag:
Verlagsgruppe Bistumspresse GmbH

Geschäftsführung:
Ulrich Waschki,
Thomas Hagenhoff

Chefredakteur:
Ulrich Waschki

Zentralredaktion der Verlagsgruppe Bistumspresse:
Andreas Lesch (Chef vom Dienst)

Anschrift für Verlag und Zentralredaktion:
Schillerstraße 15
49074 Osnabrück
Telefon 0541 318-626

Regionalredaktion Sankt Michaelsbund, Diözesanverband München und Freising e. V.:
Elmar Pabst (Geschäftsführender Chefredakteur), Michael Heberling, Gabi Gess

Kontakt Redaktion und Anzeigenservice:
Herzog-Wilhelm-Straße 5
80331 München
kontakt@michaelsbund.de
Telefon 089/23225-0
Fax 089/23225-240

Leserservice:
Vertrieb Magazin [inne]halten, Evangelischer Presseverlag Nord GmbH
Gartenstraße 20, 24103 Kiel
Tel. 08421/50-810
leserservice@bistumspresse.de

[inne]halten erscheint 14-täglich (26 Ausgaben im Jahr). Einzelverkaufspreis 5 €, Bezugspreis monatlich 9,55 € (inkl. Mwst. und Porto Deutschland)
Preise für Ausland auf Anfrage bzw. im Abo-Shop auf innehalten.de
Abbestellungen sind vier Wochen vor Monatsende bzw. vier Wochen vor Ablauf der Mindestbezugszeit schriftlich an den Leserservice zu richten.

Bei Nichterscheinen infolge höherer Gewalt besteht kein Entschädigungsanspruch.
Hinweise zu den AGB und zu Ihrem Widerrufsrecht finden Sie unter www.michaelsbund.de/innenhalten-agb

Technische Herstellung:
Bonifatius GmbH
Karl-Schurz-Straße 26
33100 Paderborn

Mitglied der Konpress Medien eG **Konpress**

Mitglied im Medienverband der freien Presse e. V., Fachgruppe Konprofessionelle Medien **MVFP**
Medienverband der freien Presse
KONPROFESSIONELLE MEDIEN





Foto: Imago/Snapshot

An der Seite der Angegriffenen: Demonstranten in Berlin im Februar 2025

Unterstützung für die Ukraine

Zum Interview „Die russische Aggression muss abgewehrt werden“ (Nummer 11/25. Mai):

„Frieden schaffen ohne Waffen“ – wir glaubten unter Gorbatschow dem schon nahe zu sein, in einem gemeinsamen Haus Europa. Aber Russland hat aus beiden Weltkriegen nichts gelernt. Immer wieder stört es militärisch, brutal und menschenverachtend das friedliche Miteinander benachbarter Völker. Mit schlimmen Folgen: 1953 Ostberlin, 1956 Ungarn, 1968 die Tschechoslowakei, 1996 erster Krieg in Tschetschenien, 1999 zweiter Krieg in Tschetschenien, 2008 Kaukasuskrieg mit Georgien wegen Südossetien, heute die Ukraine. Menschenleben zählen und interessieren die Administration im Kreml nicht.

Um so erstaunlicher sind die zahlreichen Sympathisanten in Deutschland mit Verständnis für die russische Politik und die Empfehlung, die Ukraine solle doch, um Menschenleben zu schützen, die weiße Fahne hissen. Der sowjetischen Geschichte folgend, um dann nach Sibirien in die Verbannung gehen? Wie die Israeliten in die Babylonische Gefangenschaft!

// GÜNTHER MAYER, ESSEN

Zum Glück lehnen nicht alle Christen Waffenlieferungen an die Ukraine ab. Diejenigen, die

Waffenlieferungen ablehnen, denken nicht an die Folgen. Putin gewinnt, die Ukraine wird ein Teil Russlands. Dann richtet Putin sein Augenmerk auf das Baltikum. Die gehören zwar zur Nato, können sich aber nicht verteidigen, weil die ja auch keine Waffenlieferungen erhalten sollten.

// ULRICH ZIMMERMANN, FRANKFURT

Das Interview liefert eine sehr schlüssige Argumentation für Handlungsmöglichkeiten in einer Welt, die leider auch Menschen beherbergt, die voller Zorn und Rache oder machtbesessen sind.

Die beiden letzten Antworten möchte ich aber noch ergänzen: Dass Verhandlungen auch zwischen Kriegsparteien möglich sind, zeigen die Austausche von Kriegsgefangenen Russlands und der Ukraine. Diese Verhandlungen erfolgen auf Augenhöhe und sie sind erfolgreich, weil beide Seiten Vergleichbares zu bieten haben. Friedensverhandlungen zwischen Russland, das sich in der Stärke und im Vorteil wähnt, und einer Ukraine, die geschwächt und von Unterstützung verlassen scheint, haben

offensichtlich keine Chance. Das zeigen auch die seit Beginn der Friedensbemühungen der USA noch weiter intensivierten Angriffe Russlands auf die Ukraine. Deshalb ist die Unterstützung und Stärkung der Ukraine so wichtig.

Darüber hinaus bedroht das aggressive Verhalten Russlands auch europäische Nato-Länder, besonders die baltischen Staaten und Finnland, insbesondere auch, weil der militärische Beistand der USA unsicher geworden scheint. Deshalb ist es richtig, dass die Nato-Partner ihre Strategie überdenken, wie sie auf eine mögliche Erpressung oder Aggression seitens Russlands flexibel reagieren könnten.

Zu einer glaubwürdigen Abschreckung gehören neben konventionellen Waffen und ausreichend Munition auch Komponenten, die das bestehende Ungleichgewicht bei atomar bestückbaren Mittelstreckenwaffen glaubhaft ausgleichen können. Niemand will zurück in die Strategie der massiven Vergeltung aus den 50er und 60er Jahren. Die spätere Nato-Strategie der glaubhaften Abschreckung durch die Möglichkeit einer flexiblen

Antwort auf jeder strategischen Stufe ist aber immer noch Erfolg versprechend – also Krieg verhindernd.

// HANS BAUER, MÜNCHEN

Auch wenn Herr Lür insgesamt recht ausgewogen auf die Fragen antwortet, muss ihm in einigen Punkten widersprochen werden. Festzuhalten ist, dass Russland die Ukraine völkerrechtswidrig angegriffen hat und auch die Punkte, die ich im Folgenden erwähne, dies nicht rechtfertigen. Eine Greenpeace-Studie von 2024 kommt aber zu einem eindeutigen Schluss: Selbst ohne die USA sind die europäischen Nato-Staaten Russland militärisch weit überlegen. Ähnliches hat auch schon eine Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung ergeben.

Wie es laut Herrn Lür dem Frieden dienen soll, dass 5000 deutsche Soldaten direkt an der russischen Grenze in Litauen stationiert sind, bleibt mir ein Rätsel. Man versetze sich in die russische Seite: Was wird sie tun? Wahrscheinlich weiter aufrüsten. Dann wird die Nato weiter rüsten. Und so weiter!

Es bleibt nur eine Lösung: Diplomatie, etwa unter Vermittlung von Papst Leo. Und keine weitere Eskalation durch noch mehr Waffen. Immer mehr und immer gefährlichere Waffen – das hat den Krieg auch in den letzten drei Jahren nicht beendet, sondern treibt uns nur weiter in einen noch schlimmeren, vielleicht weltweiten Krieg. Und jeden Tag sterben Menschen, ukrainische und russische.

// SAMUEL BECKMANN, BERLIN



IHRE MEINUNG IST GEFRAGT

Zuschriften bitte an die Adresse Ihrer Kirchenzeitung oder per E-Mail an leserbriefe@bistumspress.de. Leserbriefe geben die Meinung des Verfassers wieder. Die Redaktion kann Kürzungen leider nicht immer vermeiden.

Wer ist Jesus?

In diesem Jahr wird es **1700 Jahre** alt: das Große Glaubensbekenntnis, verabschiedet beim **Konzil von Nizäa**. Aber was ist so besonders an dem Jubiläum? Welche **Bedeutung** hatte das Konzil **damals** – und welche hat es für die Ökumene **heute**? Darüber hat Susanne Haverkamp mit dem Dogmatiker und Nizäa-Experten Michael Seewald gesprochen.

DER AUSGANGSPUNKT

Zu Anfang des 3. Jahrhunderts war vieles im christlichen Glauben noch unklar, noch ungeregt. Knackpunkte, über die man stritt, waren die Person und das Wesen Jesu Christi. Was heißt es, dass er „Sohn Gottes“ war? Darüber machten sich die Theologen der damaligen Zeit – Theologinnen gab es eher nicht – jede Menge Gedanken. Was es in der Antike im Unterschied zu heute nicht gab: die Vorstellung, dass Jesus einfach nur ein herausragender, besonderer, vorbildlicher Mensch war, dem es nachzufolgen gilt.

Nein, dass Jesus göttlich war, und zwar von Anfang an, das glaubten alle Christen. Aber was genau heißt göttlich? Und was heißt: von Anfang an? „Alles, was dazu gedacht wurde, war sehr spekulativ“, sagt der Dogmatiker Michael Seewald. Denn es ging „nicht um den irdischen Jesus, sondern um den präexistenten Logos“, also darum, was mit Jesus vor seiner Geburt war. Da ist Spekulation programmiert.

Es gab zwei Positionen. Arius, ein Theologe aus Alexandrien, sagte: Jesus entstammt zwar der Sphäre Gottes, aber er ist von Gott geschaffen, das erste und mächtigste Geschöpf. „Damit gab es eine Zeit, in der es Jesus nicht gab, und er steht unter Gott, seinem Schöpfer, der vor aller Zeit existierte“, sagt Seewald. Dagegen sprachen Bischof Alexander und der Theologe Athanasius, beide ebenfalls aus Alexandrien. Für ihn ist Jesus Christus in demselben Maße Gott wie Gottvater und war ebenfalls vor aller Zeit.

DIE BEDEUTUNG DES KONFLIKTS

Beide Positionen sind spekulativ und nicht zu beweisen und erscheinen für uns heute zudem vielleicht nebensächlich. Aber Seewald sagt: „In der damaligen Zeit

drohte ihretwegen die Kirchenspaltung – zumal beide Kontrahenten, Arius und Bischof Alexander von Alexandrien, viel Volk zu ihrer Unterstützung mobilisierten.“ Das störte insbesondere den römischen Kaiser Konstantin. Der war zwar zu dieser Zeit kein getaufter Christ, aber er hatte sich ab 313 dem Christentum zugewandt. „Für ihn waren kirchliche Spaltungen ein politisches Ärgernis, das er nicht duldet“, sagt Seewald.

DIE ROLLE VON KAISER KONSTANTIN

Also berief Konstantin im Jahr 325 ein Konzil ein, zu dem er viele Bischöfe einlud – die des großen römischen Reiches, andere hatte er kaum im Blick. Tagungsort war Nizäa in der heutigen Türkei, wo Konstantin seine Sommerresidenz hatte. Was bei dem Konzil herauskommen, welche theologische Position gewinnen würde, das war dem Kaiser eigentlich egal. „Er wollte nur eine Lösung“, sagt Seewald. „Und er hatte als Kaiser die Macht, diese Lösung hinterher auch durchzusetzen.“

Ob er selbst an den Gesprächen teilgenommen hat, ist unklar. „Jedenfalls hat er das Konzil eröffnet und hat mit seinem großen Einzug beeindruckt“, sagt Seewald. Eine seltsame Vorstellung für uns heute: dass die Staatsmacht und nicht die Kirche Konzilien einberuft, eröffnet und für sich in Anspruch nimmt, seine Beschlüsse durchzusetzen – und sei es mit Gewalt.



Neue Kunst: Die byzantinische Nizäa-Ikone zeigt die Versammlung des Ersten Ökumenischen Konzils. Sie wurde auf Anregung der Orthodoxen Bischofskonferenz in Deutschland von Eleni Anastasios Voutsinas geschaffen und reist noch bis Ende November durch Deutschland.



Foto: Orthodoxen Bischofskonferenz/Eleni Anastasios Voutinas

Alte Kunst: Darstellung des Konzils von Nizäa des italienischen Malers Cesare Nebbia (1536 – 1614)

DIE TEILNEHMER

„Die theologische Musik spielte damals im Osten“, sagt Seewald. „Von dort kamen zu überwiegender Mehrheit auch die Teilnehmer.“ Natürlich die beiden Streithähne aus Alexandrien in Ägypten, die dafür gesorgt hatten, „dass aus einem provinziellen Konflikt ein Weltereignis wurde“, wie Seewald sagt. Andere kamen aus Konstantinopel, Karthago oder Antiochia. Auch Bischof Nikolaus aus Myra soll anwesend gewesen sein, wie Ikonen bildlich festhalten. Allerdings sind die viel später entstanden und haben keinen dokumentarischen Wert.

Wer nicht dabei war, war der römische Papst – im Jahr 325 war das der nicht unwichtige Silvester I., der lediglich Legaten schickte. „Das liegt in erster Linie daran, dass die Westkirche in der Zeit einfach keine Theologen hatte, die mit den Diskussionen im Osten mithalten konnten“, sagt Seewald. Aus der Polarisierung der Positionen hielt man sich in Rom außerdem lieber heraus. „Und schließlich nahm ein Papst sowieso nicht an Synoden oder Konzilien außerhalb Roms teil“, sagt Seewald.

Anerkannt hat Papst Silvester die Beschlüsse und damit vor allem das Glaubensbekenntnis trotzdem – auch ohne eigenen Einfluss auf die dort definierte Wahrheit. Aus heutiger Sicht ist das zweifellos eine bemerkenswerte Tatsache.

DER ABLAUF

Dazu wisse man wenig, sagt Michael Seewald. Zwar gebe es Akten und Berichte, „aber deren dokumentarischer Wert ist umstritten“. Der Legende nach waren 318 Bischöfe und andere Kleriker dort; die Kosten soll Kaiser Konstantin übernommen haben. Als Beginn des Konzils von Nizäa wird der 20. Mai 325 gefeiert. „Aber ich wäre nicht so sicher, ob das stimmt, denn dazwischen gab es einige Kalenderreformen“, sagt Seewald. Es endete jedenfalls Ende Juli desselben Jahres mit einem Bankett zur Feier des 20. Jahrestags der Thronbesteigung von Kaiser Konstantin. Wieder ein Zeichen für die enge Verbindung von Thron und Altar.

DAS ERGEBNIS

Es gab in Nizäa einen klaren Sieger und einen klaren Verlierer: Bischof Alexander von Alexandrien und sein Sekretär Athanasius, der später auch sein Nachfolger werden sollte, setzten sich gegen Arius durch. „Das wurde durch mehrere Beschlüsse ganz klar gemacht“, sagt Seewald, „in der Verabschiedung des Glaubensbekenntnisses von Nizäa und in den sogenannten Anathematismen, den Verurteilungen derer, die etwas anderes glauben.“

Im Glaubensbekenntnis – im Gotteslob steht es heute unter der Nummer 586 – lauten die entscheidenden Abschnitte so:



*(Wir glauben)
an den einen Herrn Jesus Christus,
Gottes eingeborenen Sohn,
aus dem Vater geboren vor aller Zeit:
Gott von Gott,
Licht vom Licht,
wahrer Gott vom wahren Gott,
gezeugt, nicht geschaffen,
eines Wesens mit dem Vater.*

Mit diesen Formulierungen sind die Streitfragen geklärt. „Vor aller Zeit“ heißt: Es gab keine Zeit ohne Jesus Christus, wie Arius behauptete. Er ist auch nicht „geschaffen“, also dem Schöpfer untergeordnet, sondern „geboren“ und damit auf gleicher Ebene, „eines Wesens mit dem Vater“. Seewald zieht zur Begründung einen Vergleich heran: „Ein Kind ist der Mutter nicht untergeordnet, sondern genauso Mensch wie die, die es gebiert.“ Der Theologe weist zudem auf das weibliche Bild im Glaubensbekenntnis hin: Gott kann nicht nur zeugen wie ein Vater, sondern auch gebären wie eine Mutter.

Außer diesem Hauptpunkt seien auf dem Konzil noch einige andere kirchenrechtliche Fragen geklärt worden, sagt Seewald. „Zum Beispiel, dass Bischöfe ihr Leben lang auf einem Bischofsstuhl bleiben müssen und das Bistum nicht wechseln dürfen.“ Wie man weiß, wurde das später geändert. Oder der Ostertermin, von dem später noch die Rede sein wird. Man beschloss, dass der Bischof von Alexandria jährlich das Osterdatum berechnen und es frühzeitig dem Papst in Rom melden solle; die alexandrinische Wissenschaft hielt man für am besten befähigt, solch komplizierte mathematisch-astronomische Berechnungen anzustellen.

DER WEG NACH KONSTANTINOPEL

Der theologische Streit war nach dem Konzil von Nizäa aber keineswegs beigelegt. Vermutlich war es damals schon so: Glaubensüberzeugungen ändern sich nicht auf Befehl. Allerdings machte Kaiser Konstantin ernst: Wer weiter am arianischen Glauben festhielt, musste ins Exil.

Bis zur sogenannten Arianischen Wende. „Kaiser Konstantin hat es sich irgendwann anders überlegt und



Foto: Imago/Heritage Images; Porträtfoto: Uni Münster/Richard Slivka

ist auf die Linie des Arius umgeschwenkt“, sagt Seewald. „Konstantin ist 337 auf dem Sterbebett von einem arianischen Bischof getauft worden.“ Schon lange zuvor hatte er die arianischen Priester und Bischöfe zurückgeholt aus dem Exil – und umgekehrt die, die am nizänischen Bekenntnis festhielten, dorthin geschickt. „So wurde zum Beispiel Bischof Athanasius aus Alexandrien nach Trier verbannt“, sagt Seewald.

Nach Konstantins Tod wurde es nicht leichter. Sein Reich wurde aufgeteilt, die theologischen Positionen auch. So gab es in der Mitte des vierten Jahrhunderts „mindestens vier verschiedene, politisch einflussreiche Positionen zum Wesen Christi“, sagt Seewald. Und dann kamen auch noch kontroverse Diskussionen um das Wesen des Heiligen Geistes auf. Auf dem Konzil von Nizäa war der Heilige Geist noch gar kein Thema.

Umso wichtiger war es, dass sich ab den 370er Jahren das Pendel wieder in Richtung Einigkeit bewegte. Verschiedene Synoden versuchten mit zunehmendem Erfolg, dem Glaubensbekenntnis von Nizäa Geltung zu verschaffen, und im Jahr 381 wurde es auf dem Konzil von Konstantinopel bestätigt. Und ergänzt durch einen längeren Abschnitt zum Heiligen Geist, sodass es heute als Nizäno-Konstantinopolitanisches Glaubensbekenntnis bekannt ist. Oder als Großes Glaubensbekenntnis, was zweifellos einfacher auszusprechen ist.

DIE BEDEUTUNG DES BEKENNTNISSES FÜR HEUTE

Sein wichtigster Wert: Es ist einigend. Schon damals, „in dem ganzen Chaos, als die antiken christlichen Kirchen auseinanderstrebten“, sagt Seewald. Und noch heute. Denn egal ob römisch-katholisch, orthodox, altorientalisch, assyrisch, anglikanisch, altkatholisch, lutherisch, methodistisch: All diese Kirchen haben das nizänische Bekenntnis in ihrem Gebetsschatz. Während es beim Zusatz von Konstantinopel über den Heiligen Geist klemmt. Das „filioque“ („... der aus dem Vater und dem Sohn hervorgeht“) ist das Problem. „Das können die orthodoxen Kirchen nicht mitsprechen; die katholischen Ostkirchen tun das übrigens auch nicht“, sagt Seewald.

Aber trotzdem: Sind den normalen Christen heute die Spitzfindigkeiten der Antike und die Streitigkeiten heutiger Kirchenleitungen nicht eher egal? Verstehen sie

überhaupt, was sie da bekennen? Und entspricht es tatsächlich dem, was sie glauben?

Michael Seewald sieht das entspannt. „Ich unterscheide zwischen dem Dass des Bekenntnisses und dem Was“, sagt er und erklärt: „Dass es ein Bekenntnis gibt, das seit 1700 Jahren von sehr vielen Christinnen und Christen anerkannt wurde und wird, ist an sich ein großer Wert. Es zeigt, dass wir Teil einer universellen Glaubensgemeinschaft sind; daran kann man sich einfach freuen.“ Das Was, also den theologischen Gehalt des komplex formu-

lierten Bekenntnisses zu erschließen, ist dagegen „sensibel auf die Zusammenhänge abzustimmen, in denen über das Bekenntnis nachgedacht wird“, sagt er. „Wer in den Gemeinden etwas darüber wissen will, dem sollten wir Antwort geben, aber nicht ungefragt die Leute mit Spekulationen belästigen.“

DIE FOLGEN DES JUBILÄUMS

Wird das Gedenken zum Jubiläum Folgen haben? Theologisch ja, sagt Seewald. Über Konfessionsgrenzen hinweg werde gerade viel geforscht, debattiert, konferiert, geschrieben.

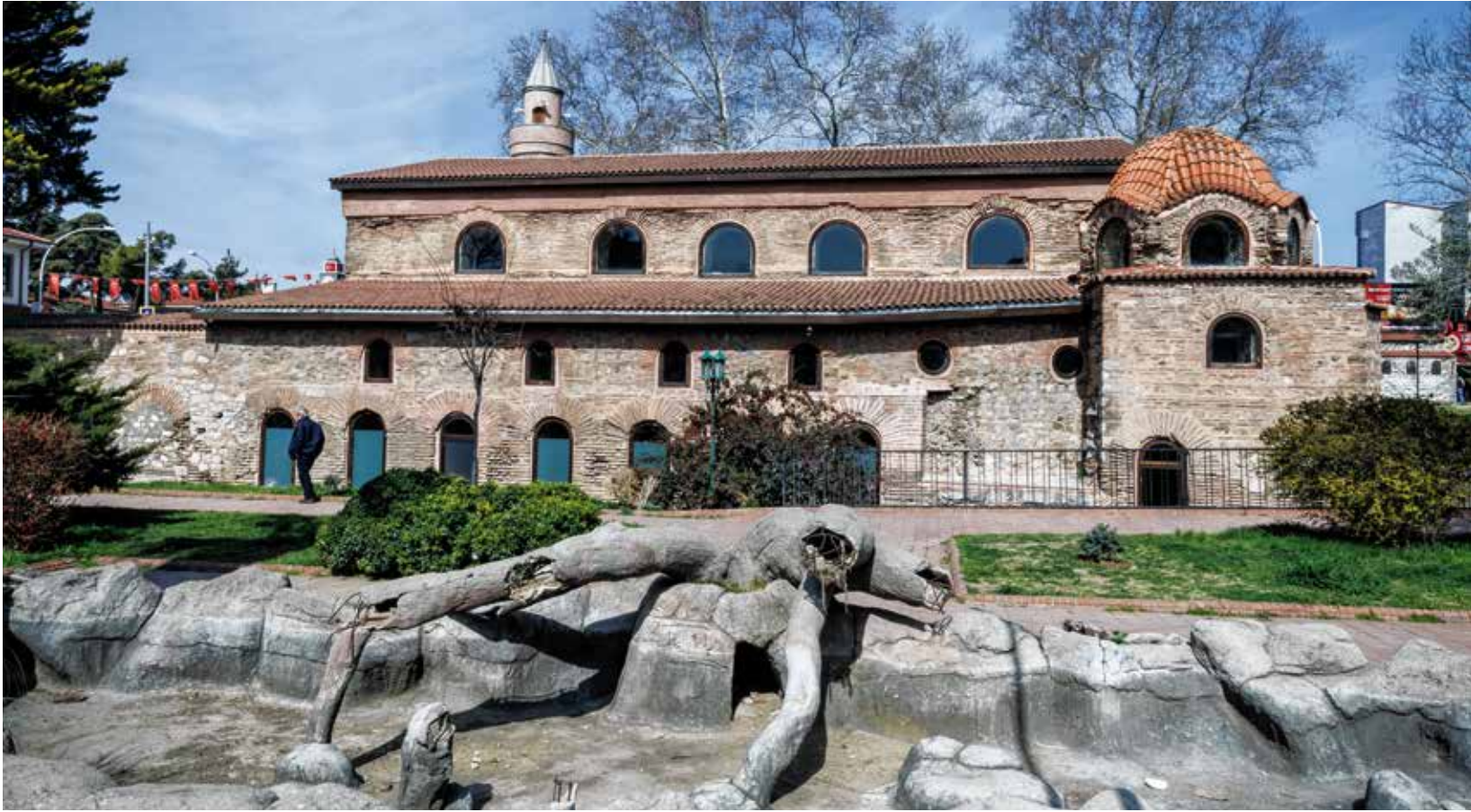
Weniger optimistisch ist Seewald, was die Hoffnung betrifft, West- und Ostkirche könnten sich im Zuge der Feierlichkeiten auf einen gemeinsamen Ostertermin einigen. „Aus meiner Sicht hat das aus mehreren Gründen wenig Chancen“, sagt er. Zum einen halten sich beide Seiten an den Termin von Nizäa – nur rechnet die Orthodoxie nach wie vor nach dem Julianischen Kalender, weil sie die Kalenderreform von Papst Gregor XIII. (1582) nicht mitgemacht hat. Seewald sieht da „wenig Kompromissmöglichkeiten“.

Zum anderen, sagt er, haben die christlichen Kirchen nur begrenzt Kontrolle über den Ostertermin. „Wenn Sie in Online-Kalender schauen, steht Ostern da schon für die nächsten Jahrzehnte drin. Ich kann mir nicht vorstellen, dass alle die Kalender ändern würden, nur weil der Papst das sagt.“ Und drittens, so Seewald: „Was machen Sie, wenn Katholiken und Orthodoxe sich einigen, aber die Protestanten nicht mitmachen? Da sind Sie dann ja auch keinen Schritt weiter.“ ●



ZUR PERSON

Michael Seewald (37) stammt aus Saarbrücken, studierte Theologie, Philosophie und Politikwissenschaft und wurde 2013 zum Priester geweiht. Seit 2017 lehrt er Dogmatik und Dogmengeschichte an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Münster. Zudem leitet er das Exzellenzcluster Religion und Politik als Sprecher und ist Permanent Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin. In diesem Jahr gewann Seewald den Gottfried Wilhelm Leibniz-Preis, den mit 2,5 Millionen Euro höchstdotierten Forschungsförderpreis in Deutschland. Das Konzil von Nizäa gehört zu seinen Forschungsschwerpunkten. So ist er in diesem Jahr unter anderem Mitveranstalter der Internationalen Doppelkonferenz „Das Bekenntnis des Konzils von Nizäa: Geschichte und Theologie“ in Rom und Münster, bei der die Päpstliche Universität Gregoriana und die Universität Münster kooperieren.



Fotos: kina/Andrea Krogmann

Auf Spurensuche in Iznik

Nizäa, die einstige **Gastgeberstadt des Konzils**, existiert nicht mehr. Ihre Ruinen prägen heute das Bild der Kleinstadt Iznik. Eine **christliche Gemeinde** gibt es dort nicht mehr – und doch hoffen die Menschen, dass Papst Leo sie besuchen kommt.

Von Andrea Krogmann

Es ist ruhig im kleinen Café im Innenhof des historischen Sultan-Hamams, das jetzt ein Museum für Stadtgeschichte und Folklore ist. Iznik, das seit der Antike gleich mehreren Zivilisationen als Hauptstadt gedient hat und unter dem Namen Nizäa als Gastgeber zweier ökumenischer Konzilien in die Geschichte einging, ist heute ein malerisch-verschlafenes Bauernstädtchen. Seine historische Zierde trägt es mit sympathischer Unaufgeregtheit.

Die Gegend lebt von der Landwirtschaft: Von hier sollen die besten Tafeloliven der Türkei kommen; Olivenöl macht 90 Prozent des Einkommens der örtlichen Bauern aus. Auch Tourismus gibt es, allerdings nicht in Massen. Es seien vor allem einheimische Touristen, die die idyllische Seelage vor historischer Kulisse genießen, sagt Cafébetreiberin Vijdan Meric. Griechen,

Römer, Byzantiner, Seldschuken und Osmanen haben das Gesicht der Stadt immer wieder neu geprägt. Auf ihren Spuren sind die Gäste unterwegs.

Die imposante, mehrfach erweiterte Stadtmauer mit ihren vier Toren und dem immer noch sichtbaren Verlauf der römischen Hauptstraßen Cardo und Decumanus zum Beispiel. An ihrer Kreuzung liegt die byzantinische Hagia-Sophia-Kirche, die zum zweiten Konzil Nizäas (787) ihren Auftritt hatte, als die Konzilsväter im Bilderstreit die Verehrung von Ikonen zuließen. Eine Christusdarstellung in Form eines Freskos auf der Innenseite der nördlichen Außenwand scheint Zeuge des frühkirchlichen Ringens um Bilder zu sein.

Mit der osmanischen Eroberung begann die zweite Karriere der Hagia Sophia – als Orhan-Moschee, bis sie aufgegeben wurde und zerfiel. Mit der Geburt der



Eindrücke aus Iznik: die Hagia-Sophia-Kirche, die einst Austragungsort des Konzils war (großes Bild), ein antikes Christus-Fresko in der Kirche (links) und Ersin Hander, der auf den Besuch des Papstes hofft.

modernen Türkei wurde das Gotteshaus zum Museum, Gottesdienste waren von da ab verboten. Dass an diesem Mittag ein junger Muezzin zwei Meter vom Christusfresko entfernt zum Gebet ruft, verdankt Iznik dem früheren Vize-Ministerpräsidenten Bülent Arinc aus der AK-Partei des heutigen Präsidenten Recep Tayyip Erdogan. Unter dem Aufschrei vieler Bürger verwandelte er das Museum 2011 zurück in eine Moschee.

Islamisches und christliches Miteinander

Inzwischen scheint man in Iznik, ganz im Einklang mit dem Charakter der Stadt, eine entspannte Lösung gefunden zu haben: Wird nicht gerade im Mittelschiff das islamische Mittagsgebet gebetet, stört sich niemand an der christlichen Reisegruppe, die im ehemaligen Chor der Kirche das Glaubensbekenntnis spricht oder mit ausgebreiteten Händen das Vaterunser betet.

Knapp über 20000 Einwohner leben laut Stadtverwaltung in Iznik. Christen sind nicht mehr darunter, bedauert der apostolische Vikar von Istanbul, Bischof Massimiliano Palinuro. Die dem Konzilsort nächstgelegene christliche Gemeinde ist in Bursa, rund 80 Kilometer südwestlich. Von noch weiter her, aus dem Erz-

bistum Izmir an der Ägäis, haben die Priester Philippe de Kergorlay und Alessandro Amprino ihre Gläubigen nach Iznik gebracht, zur Diözesanwallfahrt. „Das Heilige Jahr fällt mit dem Konzilsjubiläum zusammen, einem Erbe unseres Glaubens“, sagt de Kergorlay. Viele der einheimischen Christen seien noch nie hier gewesen. „Mit der Wallfahrt kehren wir an die Quelle zurück, um den Glauben zu nähren.“

Gehofft hat man in Iznik lange, dass Papst Franziskus zu den Jubiläumsfeiern in den Ort kommt. Das geht nun nicht mehr. Dafür hat Papst Leo am Rande einer Audienz mit Medienvertretern signalisiert, dass er an den Reiseplänen seines Vorgängers festhalten will. Allerdings ist noch offen, wann genau ein solcher Besuch stattfinden könnte.

Die Einwohner würde es jedenfalls freuen. Ersin Hander verkauft in seinem kleinen Laden Keramik, bemalt mit verspielten Tiermotiven, mit modernen Interpretationen traditioneller türkischer Motive, vor allem aber Repliken berühmter Iznik-Keramiken, durch die die Stadt am See über Jahrhunderte zu Welt-ruhm kam. Er sagt: „Wenn der Papst wirklich kommt, wird das gut für uns, denn dann kommen mehr Touristen und damit Bewegung ins Geschäft.“ ●





Foto: kna/SNDL/Pierre Vincent

Entschieden: Arbeiter verdecken Rupnik-Mosaik an der Rosenkranzbasilika in Lourdes.

Vatikan entfernt Bilder von Rupnik

VATIKANSTADT Nach langem Zögern hat die vatikanische Medienabteilung Bilder des slowenischen Priesters und Mosaik-Künstlers Marko Rupnik stillschweigend von ihren Internetseiten entfernt. Einige seiner Bilder waren noch bis zum Pfingst-wochenende als Illustrationen auf Vatikan-Seiten zu sehen.

Rupnik steht seit Jahren im Zentrum von Anschuldigungen. Ordensfrauen werfen ihm sexuellen und geistlichen Missbrauch vor. 2019 handelte er sich vorübergehend die Strafe der Exkommunikation ein, weil er eine der Frauen in der Beichte von den gemeinsam begangenen Sünden losgesprochen hatte. Im Juni 2023 wurde er wegen anhaltender Gehorsamsverweigerung aus dem Jesuitenorden ausgeschlossen. Ein anhängiges kirchliches Strafverfahren wurde im Oktober 2023 verlängert.

Die Präsenz von Kunstwerken Rupniks sorgte wiederholt für Debatten. Noch im Juni 2024 verteidigte der Leiter der vatikanischen Kommunikationsbehörde, Paolo Ruffini, die Entscheidung zur Beibehaltung der Kunstwerke. (kna)

Gesetz hebt Beichtgeheimnis aus

WASHINGTON Ein neues Gesetz im US-Bundesstaat Washington verpflichtet Priester, das Beichtgeheimnis zu brechen, wenn Kindesmissbrauch gestanden wird. Der demokratische Gouverneur Bob Ferguson hatte das Gesetz im Mai unterzeichnet, nachdem es das Repräsentantenhaus und den Senat mit deutlichen Mehrheiten passiert hatte. Der Erzbischof von Seattle, Paul Dennis Etienne, sowie die Bischöfe Thomas Daly von Spokane und Joseph Tyson von Yakima reichten Klage ein.

Die Vorschriften treffen besonders die katholische Kirche. Nach dem Kirchenrecht unterliegen Beichten absoluter Geheimhaltung. Priester, die dagegen verstoßen, sind automatisch exkommuniziert. Vor diesem Hintergrund kritisieren Kirchenvertreter in Washington das Gesetz als Angriff auf die in der Verfassung verankerte Religionsfreiheit.

Das US-Justizministerium leitete eine Untersuchung ein, um den „offensichtlichen Konflikt“ des Gesetzes mit der verfassungsrechtlich garantierten Religionsfreiheit zu überprüfen. (kna)



Foto: kna/CNS Photo/Lola Gomez

Abwehrend: Paul Etienne, Erzbischof von Seattle, hat Klage gegen das Gesetz eingereicht.



Foto: kna/Alexander Bruggemann

Unterstützend: José Domingo Ulloa, Erzbischof von Panama, will einen Konflikt lösen.

Kirche will in Panama vermitteln

PANAMA-STADT Nach wochenlangen Protesten gegen Konzerne und Regierung in Panama will nun die katholische Kirche vermitteln. Das sagte der Erzbischof von Panama, José Domingo Ulloa, nach einem Treffen mit Präsident José Raúl Mulino. Die Kirche wolle helfen, die Probleme im Land zu lösen, so der Vorsitzende der Panamaischen Bischofskonferenz laut einer Meldung auf der Internetseite des Präsidialamtes. Ulloa wird sich zunächst mit Vertretern von Gewerkschaften treffen.

In dem mittelamerikanischen Land wird seit Wochen demonstriert. Es geht um die Wiederaufnahme eines Kupferbergbauprojektes, um die staatliche Hoheit über den von US-Präsident Donald Trump beanspruchten Panama-Kanal und um einen Streik auf einer Plantage des Bananen-Produzenten Chiquita. Dort waren wegen eines tagelangen Streiks rund 5000 Arbeiter fristlos entlassen worden. Das Unternehmen begründete dies damit, dass die Plantage wegen des Streiks unbrauchbar geworden wäre; Gewerkschaftler widersprechen dieser Darstellung. (kna)

Zusammenhalt beginnt vor der Haustür

Es muss sich etwas ändern am Ton und am Umgang miteinander – kommentiert Oberbürgermeister Tobias Eschenbacher (Freisinger Mitte).

Die Risse sind längst sichtbar. Im Ton unserer gesellschaftlichen Debatten, in den Kommentarspalten, auf der Straße. Was früher als Meinungsstreit galt, wird heute oft als Feindseligkeit ausgetragen. Wer laut ist, gewinnt Aufmerksamkeit. Wer differenziert, gilt als schwach. Der gesellschaftliche Zusammenhalt, den wir so dringend bräuchten, scheint in Auflösung. Und während in Berlin Talkshows und Schlagzeilen dominieren, findet der ernsthafte, respektvolle Diskurs vor allem noch an einem Ort statt: in unseren Städten und Gemeinden.

Denn auf kommunaler Ebene begegnen sich Menschen nicht nur mit Meinungen, sondern mit Gesichtern. Im Gemeinderat, im Elternbeirat, im Ehrenamt. Wer sich kennt, begegnet sich anders. Hier wird gestritten – aber mit dem Wissen, dass man morgen wieder am Gartenzaun steht oder im Vereinsheim nebeneinandersitzt. Das schützt vor Entgleisungen. Noch.

Alltagsdemokratie unter Druck

Doch auch diese Alltagsdemokratie steht unter Druck. Die Respektlosigkeit aus der großen Politik sickert langsam nach unten. Ehrenamtliche erleben zunehmend Anfeindungen. Viele Kommunalpolitiker sind sogar mit Bedrohungen für Leib und Leben konfrontiert – und erst indem sie das öffentlich machen, wird deutlich, wie belastend ihr Amt geworden ist. Was ist das für ein Land, in dem Menschen, die Verantwortung übernehmen, dafür persönlich gefährdet werden?

Wir brauchen endlich eine gesellschaftliche Trendumkehr. Und die beginnt nicht mit wohlfeilen Worten, sondern mit klaren Konsequenzen. Wer die Regeln des demokratischen Miteinanders bewusst verletzt,

darf nicht mit Verständnis, sondern muss mit Widerspruch rechnen – laut, öffentlich und deutlich. Wer Hass sät, darf nicht länger von der Gleichgültigkeit der Mehrheit profitieren.

Respekt als Maßstab

Und auch die Landes- und die Bundespolitik müssen sich dringend an die eigene Nase fassen. Wer mit schlechtem Beispiel vorangeht – mit persönlichen Angriffen, parteitaktischer Polarisierung und kalkulierter Empörung – sät selbst an den Grundpfeilern unseres Zusammenlebens. Es braucht dringend eine politische Kultur, die Respekt wieder zum Maßstab macht – nicht nur gegenüber dem politischen Gegner, sondern auch gegenüber den Bürgerinnen und Bürgern, die sich ein sachliches Ringen um Lösungen erwarten.

Zugleich müssen wir stärken, was funktioniert: Die Kommunen sind unsere demokratischen Kraftzentren. Sie brauchen Schutz, Respekt und bessere Rahmenbedingungen – finanziell, rechtlich, personell. Und sie brauchen die Rückendeckung einer Gesellschaft, die sich nicht von Empörung treiben lässt, sondern vom Willen zum Zusammenhalt.

Es reicht nicht, auf den Zerfall zu zeigen. Wir müssen handeln: als Bürger, als Kirche, als politische Verantwortungsträger. Denn der Zusammenhalt beginnt vor der Haustür. Aber genau dort kann er auch verloren gehen.

// TOBIAS ESCHENBACHER,
OBERBÜRGERMEISTER VON FREISING



Foto: image/Westend61

Eine Kultur des Respekts wünschen sich auch die Rettungskräfte, die bei Einsätzen immer wieder behindert oder angepöbelt werden.



Foto: Dirk Daniel Mann

„Veränderung ist möglich“

Vor dem Krieg haben fast alle Kinder in **Syrien** die **Schule** besucht. Heute fehlen Lehrkräfte, Gebäude sind zerstört und die Zahl der Kinder, die nicht lesen und schreiben können, wächst. **Carla Audo** und ihr **Caritas-Team** helfen ihnen mit **Bildung** und Freizeitangeboten. Ihre Arbeit wirkt.

Von Kerstin Ostendorf

Hunderte Menschen haben im Gemeinschaftszentrum der Caritas in Aleppo in den vergangenen Jahren Hilfe gesucht. Eine Frau ist Carla Audo besonders in Erinnerung geblieben. „Fatma hat mit Mitte 20 ihren Ehemann verloren und war fortan allein für ihre sechs Kinder verantwortlich“, sagt Audo, die für Caritas Deutschland die Projekte in Syrien koordiniert. Andere Frauen in dieser Situation heirateten schnell einen neuen Mann, um sich abzusichern. Oder sie schickten ihre Kinder auf die Straße, um Arbeit zu finden: „Fatma war anders. Ihre einzige Sorge war die Zukunft ihrer Kinder.“

Fatma hatte in Sfireh gelebt, einem Ort nahe Aleppo. Als ihr Mann starb, floh sie mit ihren Kindern in die Stadt. Zunächst bekam sie Hilfe von entfernten Verwandten. „Wir haben in Aleppo eine gute Gemeinschaft. Wir helfen einander. Aber die Zeiten waren schwierig nach so vielen Jahren Krieg“, sagt Audo.

Im Caritas-Zentrum von Aleppo erhielt Fatma Unterstützung – und eine Tochter und ein Sohn konnten am Schulunterricht der Einrichtung teilnehmen. „Ihr Sohn studiert heute Jura an der Universität. Und die Tochter will Soziale Arbeit und Psychologie studieren“, sagt Audo. „Fatma sagte mir einmal, dass allein die Möglichkeit, dass ihre Kinder lernen können und ein besseres Leben haben, ihr die Kraft und die Hoffnung gegeben haben, um weiterzumachen.“

Hoffnung auf eine bessere Zukunft – das wünschen sich die Kinder und Jugendlichen in Syrien. Denn auch nach dem Ende des Krieges und dem Sturz des Assad-Regimes im vergangenen Dezember ist die Lage für Kinder und Jugendliche in Syrien schwierig. Sie sind im Krieg geboren und aufgewachsen. Die Cari-

tas bietet ihnen Trauma-Arbeit, Freizeitangebote und Schulunterricht.

„Vor dem Krieg war der Bildungsstand in Syrien gut“, sagt Audo, die selbst im Land aufgewachsen ist. Es gab Schulen, Bildung war für alle offen, die Analphabetenrate tendierte gegen Null. „Dann hat der Krieg fast alle 7000 Schulen im Land zerstört“, sagt Audo. Im Laufe der Jahre wurden aus den verbliebenen Gebäuden Unterkünfte für Kriegsflüchtlinge, nach dem schweren Erdbeben im Norden Syriens und der Türkei 2023 wurden Schulen wieder als Notunterkünfte gebraucht.

Familien können sich Bildung nicht leisten

Heute fehlen in ganz Syrien Lehrkräfte. Viele Akademikerinnen und Lehrer haben das Land während des Krieges verlassen. Viele Schulen wurden noch nicht wieder aufgebaut. Und viele Eltern können sich den Unterricht, der an den regulären Schulen angeboten wird, nicht leisten. Sie schicken ihre Kinder arbeiten, damit die Familie mehr Geld hat.

Das will die Caritas verhindern, auch in ihrem Jugendzentrum in Homs. Vor einigen Monaten hat Carla Audo dort eine Unterrichtsstunde besucht. In dem Klassenraum vor ihr saßen Kinder und Jugendliche, die vom Krieg aus ihrer Heimat vertrieben wurden. Kinder, die mit ihren Eltern



Schulschluss: Schülerinnen und Schüler nach ihrem Unterricht in einer Schule in Jobar, einem Vorort von Damaskus im April 2025.



ZUR PERSON

Carla Audo ist 33 Jahre alt und lebt in der syrischen Stadt Aleppo. Sie arbeitet für Caritas Deutschland in Syrien und koordiniert dort die verschiedenen Hilfsprojekte.

KOMMENTAR

Zum Herz der Kirche



Man kann es ihm nicht verdenken: Nach mehr als 30 Jahren in Leitungssämtern spürt der Eichstätter Bischof Gregor Maria Hanke „eine innere Ermüdung“. Weil der Moment sei, „loszulassen“, ist er zu Pfingsten von seinem Amt zurückgetreten. Mit 70 – fünf Jahre vor dem üblichen Ruhestandsalter für Bischöfe.

Dass Rom diesen Rücktritt dennoch angenommen hat, ist ungewöhnlich, aber richtig. Hanks Erklärung zeigt, welche Überforderung für einen Menschen das Bischofsamt ist. An der Spitze einer Diözese ist der Bischof für alles verantwortlich. Er kann sich noch so viel beraten lassen – in der aktuellen Verfassung der Kirche ist er es, der am Ende die Entscheidungen trifft und für Fehler verantwortlich gemacht wird. Personal und Finanzen, Seelsorge und Gemeindestruktur, der Umgang mit Opfern und Tätern sexuellen Missbrauchs, theologische Streitfragen und Reformdebatten – alles landet irgendwann beim Bischof. So hatte Hanke unter anderem mit einem Finanzbetrug samt Schaden in zweistelliger Millionenhöhe zu kämpfen.

Hanke scheint wohl auch die Vergleichenheit mancher Mühe ermüdet zu haben. In seiner Erklärung zum Rücktritt stellte er die geistliche Fruchtbarkeit der Kirche in Deutschland trotz ihrer vielfältigen Pastoralprogramme und starken Struktur infrage. Als „Pater Gregor“ will er künftig auf Bischofsinsignien verzichten und zum „Herzschlag der Kirche“ zurückkehren. Und dieses Herz schlägt nicht in Gremien, Generalvikariaten oder Bischofshäusern, sondern in der Seelsorge, in der Hinwendung zum einzelnen Menschen.

// ULRICH WASCHKI
CHEFREDAKTEUR ZENTRALREDAKTION



Foto: imago/Zuma Press Wire

über Jahre in Flüchtlingscamps wohnten. Die erlebt haben, wie Familienmitglieder bei Angriffen verwundet oder getötet wurden. Die sich kaum regelmäßige Mahlzeiten leisten konnten. Die nie eine Schule besucht haben. Bis jetzt.

Im Jugendzentrum werden sie psychologisch betreut und unterrichtet. Manche Kinder erfahren hier zum ersten Mal, was es heißt, lesen und schreiben zu lernen. „In dem Projekt in Homs gibt es Kinder, die in der Türkei aufgewachsen sind“, sagt Audo. Sie seien nun mit ihren Eltern zurückgekehrt, könnten aber kaum ein Wort Arabisch. 40 der 120 Schülerinnen und Schülern im Jugendzentrum seien im Jahr 2022 Analphabeten gewesen, schon 60 in den Jahren 2023 und 2024.

Doch der Besuch in Homs zeigte Audo nicht nur Probleme, er machte ihr auch Hoffnung: „Als ich da in der Klasse stand und gesehen habe, wie die Kinder Arabisch, Mathe und Englisch lernen, wie sie in verschiedenen Sprachen Lieder singen und glücklich sind, hat mich das sehr beeindruckt.“ Es sei unglaublich, wie schnell die Kinder lernen.

Solche Aufbrüche entdeckt sie immer wieder nach dem Ende des Assad-Regimes. „Früher hatten die Jugendlichen am Nachmittag nichts zu tun. Es gab überhaupt keine Sport- oder Kulturangebote“, sagt Audo. Zu unsicher war die Lage während des Krieges. Die jungen Männer fürchteten sich vor dem Militärdienst.

Audo sagt: „Wenn sie 17 oder 18 Jahre alt waren, hatten sie nur einen Gedanken: Wie komme ich aus dem Land? Sie wollten nicht zehn Jahre ihres Lebens zum

Militär gehen und vielleicht auch noch sterben müssen.“

Heute spürt Carla Audo eine größere Freiheit bei den Jugendlichen in Syrien. Sie sagt, in Aleppo gebe es einige Freizeitangebote zu Kunst, Theater und Musik, an denen sie teilnehmen können. Die Caritas-Koordinatorin möchte nicht zu optimistisch klingen: „Die Situation ist nach wie vor unsicher. Alles kann sich innerhalb eines Wimpernschlags ändern.“ Aber sie sagt auch: „Wir haben nun immerhin die Möglichkeit zu hoffen. Veränderung ist möglich. Aber sie passiert nicht von allein. Wir müssen sie vorantreiben.“

» Wir haben nun
die Möglichkeit zu
hoffen.«

Überraschender Rücktritt

Für viele unerwartet hat der **Eichstätter Oberhirte Gregor Maria Hanke** am Pfingstsonntag sein Amt als Bischof von Eichstätt, wie er sagt, zurück in die Hände des Heiligen Vaters gelegt – erste **Reaktionen und Würdigungen**

Am Pfingstsonntag, dem 8. Juni 2025, hat der Eichstätter Bischof Gregor Maria Hanke (70) sein Amt niedergelegt und ist auf eigenen Wunsch in den frühzeitigen Ruhestand getreten. Papst Franziskus hatte den Rücktritt bereits kurz vor Ostern „nunc pro tunc“ (= auf einen noch festzulegenden Termin) angenommen.

Der Rücktritt folge einer längeren inneren Auseinandersetzung, erklärte Hanke: „Meine Entscheidung hat eine längere Vorgeschichte, die von einem geistlichen Ringen begleitet war.“ Nach über 30 Jahren in Leitungsverantwortung – 13 Jahre als Abt von Plankstetten und fast 19 Jahre als Bischof – sei der Moment gekommen, „loszulassen“ und in die Seelsorge zurückzukehren: „Dieser Schritt, der aus einem tiefen geistlichen Ringen hervorging, ist getra-

gen von der Sehnsucht, wieder unmittelbar für die Menschen da zu sein – als Priester und geistlicher Begleiter, nicht mehr als Entscheidungsträger im Vordergrund.“

Innere Ermüdung

In einem Schreiben an die Mitarbeitenden des Bistums schildert Hanke die Beweggründe für seinen Rückzug: Die Herausforderungen und Krisen seiner Amtszeit, darunter Missbrauchsfälle, Konflikte in der Universitätsleitung sowie der Finanzskandal, hätten ihn geprägt und nicht zuletzt zu einer ehrlichen Standortbestimmung geführt: „Ich will nicht verhehlen, dass ich nach den vielen Herausforderungen, Skandalen und ungelösten Konflikten eine innere Ermüdung spüre.“ Besonders erschütternd seien für ihn die Gespräche mit Betroffenen sexuellen Missbrauchs gewesen: „Manches in mir hat sich dadurch verändert.“

Zugleich sei seine Entscheidung stark von der Frage nach der geistlichen Fruchtbarkeit der Kirche in Deutschland motiviert. Angeregt durch Impulse von Papst Franziskus, betonte Hanke den Wunsch, selbst wieder tiefer am „Herzschlag der Kirche“ teilzuhaben.

Bischof em. Hanke wird in die Seelsorge zurückkehren – als einfacher Pater Gregor. In einem Pastoralraum außerhalb des Bistums möchte er künftig wieder direkt mit Menschen arbeiten, sie in Glaubensfragen begleiten und auf die Sakramente vorbereiten. Seine bischöflichen Insignien hat er abgelegt: „Unbeschadet meiner Bischofsweihe möchte ich in Zukunft keine Pontifikalien und Insignien mehr tragen noch Pontifikalfunktionen wahrnehmen, es

sei denn, mein Nachfolger bittet mich ausdrücklich darum.“

Treu und verlässlich

Mit der Bekanntgabe des Rücktritts endete eine fast 19-jährige Amtszeit, die das Bistum in vieler Hinsicht prägte. Das zeigten auch die zahlreichen Reaktionen, Worte des Respekts, der Dankbarkeit und der persönlichen Wertschätzung aus Kirche und Welt (siehe auch S. 40).

Mutter Elisabeth Hartwig OSB, Äbtissin von St. Walburg, schreibt, sie erinnere sich an die 35-jährige geistliche Verbundenheit mit Bischof em. Gregor Maria Hanke. Beide verbinde eine besondere Freundschaft. „Ich erinnere mich an Besuche und geistliche Ansprachen für unseren Konvent. Zur jährlichen Feier des Walburgafestes war seine Nähe stets besonders erfahrbar.“ Der Rücktritt erscheine ihr aus monastischer Perspektive als ein folgerichtiger Schritt, getragen von der Ausgewogenheit zwischen pastoraler Aufgabe und klösterlichem Fundament: „Ora et labora et lege“.

Roque Alphonso, Administrator der Eichstätter Partnerdiözese Poona in Indien, erinnerte in einem Schreiben an die langjährige Partnerschaft mit Eichstätt, die bis ins Jahr 1955 zurückreicht. Besonders hob er Hanks Engagement für den gegenseitigen Austausch hervor, etwa beim Delegationsbesuch 2019.

Als „Anwalt der Universität“ hob Gabriele Gien, Präsidentin der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt, die bedeutende Rolle von Bischof Gregor Maria Hanke hervor. Als Mitglied des Stiftungsrats habe er



Foto: pde

Anlässlich des Weltjugendtags 2016 pflanzte Bischof Hanke in Polen einen Baum.

Gregor Maria Hanke bei seiner letzten Bischofspredigt am Pfingstsonntag im Eichstätter Dom.



Foto: Wolfgang Bertl/Up.de

Absicht, wie er schreibt, künftig ‚als Pater Gregor in der zweiten Reihe‘ als Seelsorger zu wirken, konsequent getragen von derselben Bescheidenheit, die ihn auch immer in seinem Wirken als Bischof ausgezeichnet hat“, schreibt Gärtner.

„Mit Bedauern nehmen wir den Rücktritt von Bischof Gregor Maria Hanke zur Kenntnis und danken ihm herzlich für die langjährige, vertrauensvolle und engagierte Zusammenarbeit“, ließ Malteser-Diözesangeschäftsführer Christian Alberter wissen. Er werde vor allem den Einsatz des Eichstätter Bischofs für geflüchtete Menschen in Erinnerung behalten. Der Malteser Hilfsdienst hatte Hanks Initiative zur Erstaufnahmeeinrichtung Maria Ward in Eichstätt aktiv begleitet. Auf seine Initiative hin wurde 2016 das Referat Flüchtlingshilfe beim Malteser Hilfsdienst in Eichstätt eingerichtet – „ein starkes Zeichen für Menschlichkeit und kirchliches Engagement“. Auch der ehrenamtliche Diözesanleiter der Malteser im Bistum Eichstätt, Guy Graf von Moy, sagt: „Den Eichstätter Maltesern war Bischof Gregor Maria stets ein großer Freund. Ich persönlich habe ihn immer als einen sehr höflichen, liebenswürdigen und dem Dienst an der Kirche und an seinem Gläubigen zutiefst verbundenen Menschen erlebt. Mit seiner Hilfe und seiner Unterstützung konnten wir Malteser im Bistum viel erreichen.“

// HEBE/PDE

selbst in komplexen Gremiensituationen verlässlich zur Seite gestanden. Sein Einsatz für die Theologische Fakultät und insbesondere für die Gründung des Zentrums „Religion, Kirche, Gesellschaft im Wandel“ sei zukunftsweisend gewesen.

In besonderer Erinnerung bleiben ihr die regelmäßigen persönlichen Begegnungen, „vor allem unsere gemeinsamen „Walk and talk“-Spaziergänge im Hofgarten und an der Altmühl. Gien würdigte auch Hanks klare Haltung zur Nachhaltigkeit, die er bereits als Abt in Plankstetten lebte und als Bischof fortführte.

Für Dr. Oleksandr Petryko, den Rektor des Eichstätter Collegium Orientale, hinterlässt der Rücktritt von Bischof Gregor Maria Hanke eine große Lücke: Als prägende Persönlichkeit und engagierter Unterstützer der Ostkirchen bleibe er unvergessen. Sein Einsatz, seine Weitsicht und sein Vorbild wirken weit über das Kolleg hinaus nach. Petryko wörtlich: „Bischof Gregor Maria dachte und handelte mit weltkirchlicher Weitsicht. Er war ein verlässlicher Partner in Glaubensfragen für unsere Partnerkirchen. Er wird

als großer Unterstützer und Förderer des theologisch gebildeten Nachwuchses für die Ostkirchen in die Geschichte eingehen.“

Dienst auf Zeit

Christian Gärtner, Vorsitzender des Diözesanrats, zeigte sich überrascht und zugleich tief betroffen vom Rücktritt Hanks. Über fast zwei Jahrzehnte habe er eine enge, vertrauensvolle Zusammenarbeit mit dem Bischof erlebt – auch in schwierigen Phasen: „Alle die Entwicklungen und Konflikte, die zu seiner Entscheidung zum Rücktritt geführt haben, haben wir im Vorstand des Diözesanrats bei den regelmäßigen Gesprächen mit ihm in großer Offenheit mitverfolgen können.“ Besonders hob Gärtner Hanks Engagement für Nachhaltigkeit und die Bewahrung der Schöpfung hervor. Bemerkenswert sei auch, dass Hanke bereits früh für eine zeitliche Begrenzung der Bischofsamtszeiten plädiert habe: „Er hat sein Bischofsamt als einen Dienst auf Zeit an der Gemeinschaft der Glaubenden verstanden. Insofern sind sein Rücktritt und seine



Foto: pde/Cabi Grass

Der Bischof als Gastgeber bei den Feierlichkeiten zum Abschluss der Domsanierung 2024.

„Wir wollen sozialen Frieden“

In Berlin-Neukölln gibt es massive Integrationsprobleme. Hudhaifa Al-Mashhadani will als Leiter der **Sprachschule Ibn Khaldun** gegensteuern. Er wirbt für Toleranz und Demokratie und setzt mit seinem Antisemitismusprojekt dort ein **Zeichen gegen Judenhass**, wo er besonders verbreitet ist.

Von Andreas Kaiser

In Berlin-Neukölln sehen etliche Straßenzüge eher aus wie ein arabisches Viertel in Nahost als wie eine deutsche Metropole. Statt Kuchen gibt es Baklava. In vielen Bekleidungsgeschäften hängen Burkas und Palästinensertücher aus. Das religiöse Leben vieler Zuwanderer wird von Moscheegemeinden bestimmt, „die einem radikal-muslimischen Gedankengut anhängen und es verbreiten“, sagt der deutsch-irakische Politikwissenschaftler Hudhaifa Al-Mashhadani.

Vor allem die Muslimbruderschaft und die islamistische Bewegung Hizb ut-Tahrir, die die Errichtung eines globalen Kalifat-Staates postuliert, seien hier aktiv, sagt er: „Denen geht es nicht um Integration, sondern um die Verbreitung einer Ideologie. Sie arbeiten gegen die demokratische Gesellschaft in Deutschland. Über Imame und die sozialen Medien verbreiten sie Hass und Antisemitismus.“

„Ich stehe auf der Todesliste“

Al-Mashhadani ist Generalsekretär des Deutsch-Arabischen Rates und Leiter der säkularen Ibn-Khaldun-Sprachschulen mit rund 1000 Schülerinnen und Schülern. Die Schulen mit Standorten in Berlin, Chemnitz, Dortmund und Köln setzen sich bewusst gegen die Bildung von Parallelgesellschaften und für den interkulturellen Austausch ein. Gegründet wurde das Projekt von arabischen Akademikern. Sie wollten damit ihren Kindern einen heimatkundlichen Sprachunterricht abseits der Koranschulen ermöglichen. „Mit



ZUR PERSON

Hudhaifa Al-Mashhadani ist Politikwissenschaftler und Leiter der säkularen Ibn-Khaldun-Sprachschulen mit rund 1000 Schülerinnen und Schülern in Deutschland.

„Mit unserem Engagement setzen wir außerdem ein starkes Zeichen gegen Terror und Antisemitismus. Wir wollen sozialen Frieden in Neukölln“, sagt Al-Mashhadani.

Wie weit sich etliche Zuwanderer Neuköllns vom demokratischen Konsens verabschiedet haben, wurde in der Vergangenheit immer wieder deutlich. Etwa am sogenannten Al-Quds-Tag, an dem Muslime zur Eroberung Jerusalems aufrufen. Früher blieben solche Demonstrationen, auf denen manche arabische Zuwanderer ihren Israel-Hass herausschreien, noch die Ausnahme. Seit dem Massaker der Hamas an israelischen Bürgern und dem nachfolgenden Krieg in Gaza hat sich die Lage in Neukölln jedoch verschärft. Über Monate kam es im Kiez zu pro-palästinensischen Demonstrationen, Juden wurden zusammengeschlagen, Autos gingen in Flammen auf, Polizeibeamte wurden mit Pyrotechnik beschossen.

Das passte Al-Mashhadani überhaupt nicht. Sofort ging er selbst auf die Straße, mischte sich ein, besuchte die Familien von gewaltbereiten Jugendlichen. An seiner Schule richtete er mit der Schauspielerin Stefanie Dietrich, der Mutter eines deutsch-arabischen Kindes, das Antisemitismus-Projekt Goom ein. Zudem wurde dort ein Hebräisch-Unterricht etabliert. „Seitdem stehe ich auf der Todesliste der Hamas“, sagt Al-Mashhadani. Die Ibn-Khaldun-Schule wurde mehrfach mit islamistischen Parolen beschmiert. „Einmal flogen sogar Steine ins Klassenzimmer und haben mehrere Schülerinnen und Schüler verletzt“, erinnert sich Dietrich. Seither steht die Neuköllner Schule unter Polizeischutz. Der Staatsschutz nahm Ermittlungen auf. Bislang allerdings erfolglos.

Von den Anfeindungen beirren lassen wollten sich Al-Mashhadani und seine 24 Lehrerinnen an der Neuköllner Schule jedoch nicht. Sie machten weiter. Und haben neuerdings sogar vermehrt Zulauf. „Erst neulich sind 70 Mädchen im Alter von 9 bis 13 Jahren auf einmal zu uns gekommen. In einer Koranschule hatte man sie von einem Tag auf den anderen gezwungen, sich ein Kopftuch aufzusetzen“, erinnert sich Dietrich.



BRIEF AUS ...

Von einem Kind gelernt



Unter weitem Himmel am unendlichen Meer unterwegs zu sein, Sand zwischen den Zehen und die Füße vom Wasser umspült, das macht den Kopf frei. Und das Herz erst recht. Meistens jedenfalls.

Der heilige Augustinus brauchte bei einem Strandspaziergang zudem noch die Weisheit eines Kindes, um dem dreieinen Gott näherzukommen. Ein Junge, so erzählt es die Legende, hatte im Sand ein Loch ausgehoben und schöpfte mit einer Muschel Meerwasser hinein. „Was tust du da?“, wollte Augustinus wissen. „Ich fülle das Meer in mein Buddelloch“, antwortete der Junge. Der Gelehrte hielt das für eine aberwitzige Idee. Doch der Junge konterte keck: „Eher geht mein Plan auf, als dass du in einem Buch auch nur einen winzigen Teil der Geheimnisse über das Wesen Gottes festhalten kannst.“ Augustinus hat sein

Buch über die göttliche Dreifaltigkeit dennoch geschrieben. Aber anders. Demütiger. Mit der Ehrfurcht von Psalm 139:

»Ich erwache und noch immer bin ich bei dir.«

„Wie kostbar sind mir deine Gedanken, Gott! Wie gewaltig ist ihre Summe! Wollte ich sie zählen, sie sind zahlreicher als der Sand. Ich erwache und noch immer bin ich bei dir.“

Die staunenswerten Dimensionen von Himmel, Nordsee und Sand lassen die unfassbare Größe Gottes erahnen. Aber vor allem machen sie das Herz frei – und füllen es mit dem Meer der Liebe Gottes. Darin ist Gott „dir näher, als du dir selbst nahe bist“.

// SUSANNE WÜBKER
PFARRBEAUFTRAGTE IN
ST. NIKOLAUS LANGEOOG



Sprachunterricht abseits der Koranschulen: Die Ibn-Khaldun-Schulen setzen sich für Freiheit und Toleranz ein.

Foto: imago/funko Foto Service

Vor gut einem Jahr organisierte Dietrich mit Al-Mashhadani und dem Neuköllner Bezirksbürgermeister Martin Hikel ein Treffen von 120 arabischstämmigen Berliner Jugendlichen mit 40 jungen Israelis. Die Stimmung war rasch ausgelassen. „Man tauschte sich über Berliner Clubs und die besten Strände in Israel aus“, erinnert sich Dietrich. Freundschaften entstanden.

„Nach 75 Jahren Krieg in Israel und Nahost möchte ich endlich eine neue Generation haben. Ich möchte, dass David und Mohammed in Zukunft friedlich auf der gleichen Straße spazieren gehen können“, sagt Al-Mashhadani. In den Neuköllner Moscheen jedoch werde das Gegenteil propagiert. „Die Mädchen sollen jung heiraten. Araber sollen unter sich bleiben. Vertraut den Deutschen nicht. Und Judenhass“, so fasst der Politologe in seinem noch etwas gebrochenen Deutsch den Duktus der Koranschulen zusammen.

Viele sind zum Wandel bereit

Diese feindselige Grundstimmung ist auch Dietrich aufgefallen. Sie glaubt jedoch, dass das Gros der arabischen Zuwanderer zum Wandel bereit ist: Das Problem sei, „dass die Radikalen und die Nicht-Integrationsbereiten immer viel lauter agieren. Und viele Araber haben es einfach nicht gelernt, öffentlich Position zu beziehen. In ihrer alten Heimat liefen sie Gefahr, dafür erschossen zu werden“.

Finanziert wird die Ibn-Khaldun-Schule ausschließlich über private Mittel. Rund 3000 Menschen engagieren sich im Elternbeirat und die meisten von ihnen tragen Al-Mashhadanis Kurs voll mit. Für viele liberale Migrantenkids ist das Schulgebäude in der Uthmannstraße zu einem „Safe-Space, einem sichereren Ort“ geworden, berichtet etwa die 18-jährige Scheerin Saadi. Sie sieht zwar, dass viele arabische Zuwanderer in Sachen Toleranz noch einen langen Weg vor sich hätten. Aber sie sagt: „Allein schon, weil wir hier sind und mit dem, was wir machen, bringen wir andere zum Nachdenken.“ ●

1763 fertigte Ignaz Günther für die Schutzengelbruderschaft der Münchner Karmelitenkirche die Schutzengelgruppe, heute befindet sie sich im Bürgersaal. Der Engel hat einen kleinen Buben (manche deuten ihn als den biblischen Tobias) unter seine Fittiche genommen und führt ihn, auf den Himmel verweisend, unbeschadet über eine Schlange, das Sinnbild der Sünde, hinweg.



Ignaz Günther (1725–1775) gilt als bedeutendster Bildschnitzer des süddeutschen Rokoko. Heuer jähren sich sein 250. Todestag und der 300. Geburtstag.

Von Alois Bierl

Der Mozart unter den Bildhauern

Die schweren Axtschläge müssen auf der Straße zu hören gewesen sein, wenn in der Werkstatt ein Geselle die Holzblöcke vorbereitete, an die der Meister dann Hand anlegen wollte. Bis heute steht in München zwischen dem Jakobsplatz und dem Oberen Anger das Haus, in dem Ignaz Günther arbeitete und wohnte. Sicher hat er dort selbst den einen oder anderen Hieb mit dem Schnitzbeil getan, bevor er mit dem Klüpfel und dem Hohlmeißel die feineren Umrisse herauszuschlug, um anschließend wieder einem Gesellen das Werkzeug in die Hand zu drücken. Mit Stein hat er dagegen nicht gearbeitet, das Material lag ihm nicht.

Zwischendurch könnte er die Lehrlinge angeleitet haben, lebensgroße Heiligenfiguren oder einen Engel in Stroh und Sackleinen zu packen, mit der ein Abt seine Klosterkirche nach dem neuesten Stil ausstatten ließ. Und wer vor dem ehemaligen Wohnhaus steht, kann sich gut vorstellen, wie sich der Künstler anschließend in eine kleine Kammer zurückzieht, um einen Altaraufbau zu zeichnen oder an einem Modell für den nächsten Auftrag zu schnitzen, während vor seinem Fenster Ochsenkarren oder gelegentlich eine Kutsche des kurfürstlichen Hofes vorbeiziehen. Am Modell seines letzten bekannten Werks, der „Nenninger Pietà“, hat er wohl mit schwerem Herzen gearbeitet: Um diese Zeit, 1774, bedrängt ihn die Sorge um seine Frau Maria Magdalena. Das kleine Werk ist heute in einer Vitrine im Bayerischen Nationalmuseum zu finden. Jens Burk, der dort für die Skulpturen aus der Barock- und Rokokozeit zuständig ist, zeigt auf die Seitenwunde des toten Christus, der auf den Knien Marias liegt. Ignaz Günther hat die Wunde genau in die Mitte der Komposition gesetzt. Der Tag, an dem Günther die vollendete große Skulptur nach Nenningen auslieferte, war auch der Todestag Maria Magdalenas, mit der er neun Kinder hatte.

EIN KÜNSTLER VON WELTRANG

Ein Jahr danach, um den 23. Juni, stirbt auch der Bildhauer, ein paar Monate vor seinem 50. Geburtstag. Jens Burk betreut die größte Museumssammlung mit Werken von Ignaz Günther, den er ohne Umschweife einen „Weltkünstler“ nennt: „Es gibt kein Standardwerk über die Kunst des Rokoko, in dem er nicht vorkommt.“ Ignaz Günther ist im Metropolitan-Museum in New York genauso vertreten wie im Berliner Bode-Museum, auf Ausstellungen waren seine Werke in ganz Europa zu sehen. Und sie sind unverwechselbar, wie die Madonnenbüste an seinem früheren Wohnhaus. Dort ist immer noch eine Kopie des Originals angebracht, das im Bayerischen National-



Foto: Bayerisches Nationalmuseum, Walter Haberland.

Eines seines letzten bekannten Werke, die sogenannte „Nenninger Pietà“



Ignaz Günther, 1774. In dem Porträt fehlen jegliche Attribute des Bildhauerberufs. Der Maler Martin Knoller schildert Günther vielmehr als sensible Künstlerpersönlichkeit.

museum zu finden ist. Burk nennt es „eine Art Ladenschild“, weil diese Madonna potenziellen Auftraggebern schon im Vorübergehen und vor dem ersten Werkstattbesuch die besonderen Stilmerkmale Ignaz Günthers vorführt. Die halb geschlossenen, leicht schräg nach unten gestellten Augen in den hoheitsvollen Gesichtern; die lebendige Körperdrehung, die so wirkt, als würde sich die Figur im nächsten Moment weiterbewegen – das macht diesem Künstler niemand nach. Schon an den Bozzetti, also den ersten plastischen Entwürfen und den Modellen ist abzulesen, wie sicher Günther sein Handwerk beherrschte. Das hat er früh gelernt. Seine aus Südtirol nach Altmannstein im heutigen Naturpark Altmühltal ausgewanderten Vorfahren betrieben eine Schreinerei, der Vater war bereits überwiegend Bildhauer.

SPÖTTISCHE KRIEGSGÖTTIN

Das Talent des kleinen Ignaz muss sich früh gezeigt haben. Mit 18 Jahren kommt er nach München, um sich beim berühmten Bildhauer Johann Baptist Straub



Foto: C. Wicent

ausbilden zu lassen. Von dort zieht er weiter nach Salzburg, Mannheim und schließlich an die Akademie nach Wien, wo er mit einem Preis ausgezeichnet wird. Manche Kunsthistoriker vermuten auch einen Aufenthalt in Rom und Venedig, der sich jedoch nicht belegen lässt. Dann siedelt er sich endgültig in der kurbayerischen Hauptstadt an und erhält prominente Aufträge: aus Weyarn bei Miesbach, aus Rott am Inn und dem nahe gelegenen Altmühltal, aus Neustift bei Freising, oder aus Mallersdorf. Die Pietà für die Friedhofskapelle im württembergischen Nennungen ist das einzige Werk, das für einen Ort außerhalb Bayerns bestellt wird. Ebenso hat Günther private Aufträge angenommen. Für das Münchner Stadtpalais des Hofkriegsrats Johann Kaspar Basselet von La Rosée fertigt er aus Lindenholz die fast zwei Meter hohe Figur der römischen Kriegsgöttin Minerva. Sie ist eines der Lieblingswerke von Jens Burk, der im Bayerischen Nationalmuseum auf sie Acht gibt: „Weil man an ihr auch das Ironische und Spöttische an Ignaz Günthers Darstellung erkennen kann.“ Wie eine „lässige Diva“ scheint sie das Kriegshandwerk nicht ganz ernst zu nehmen. Und dann sind da wieder Figuren, in deren Gesichtern eine tiefe innere Bewegung eingezeichnet ist.

GENAUER MENSCHENBEOBACHTER

Nicht weit von der Minerva steht die Mutter Marias. Anna ist eine alternde Frau, durch die eine mystische Erfahrung zu zucken scheint und die ihr einen unerwarteten jugendlichen Schwung gibt. „Ich glaube, er hat Menschen sehr genau beobachtet und ihre Gefühle fantastisch in seine Figuren übertragen“, erklärt Carmen



Foto: Hauptabt. Kunst/EOM

Zwei Meisterwerke:
Verkündigungsszene in der Kirche
von Weyarn (rechts) und die
„Atteler Madonna“
im Freisinger Diözesanmuseum

Roll vom Diözesanmuseum in Freising, das ebenfalls eine Reihe hochkarätiger Werke Ignaz Günthers besitzt. Die Kunsthistorikerin hat zudem ein vollständiges Altarensemble des Künstlers vor der Haustür, die ehemalige Prämonstratenserabtei Neustift im Nordosten der Stadt. „So arrogant wie dort die Kaiserin Helena kann tatsächlich nur eine kaiserliche Hoheit dreinschauen, sodass man fast darüber schmunzeln muss.“ Den Bauernheiligen Notburga und Wendelin in Rott am Inn sei dagegen das sorgenvolle und harte Leben der Menschen auf dem Land anzusehen. In den noch komplett vorhandenen und am ursprünglichen Platz befindlichen Werken „tritt einem die große Kunst Ignaz Günthers natürlich noch stärker entgegen“. Schließlich, so Roll, seien die Figuren auf den wechselnden Lichteinfall in den Kirchenräumen hin geschaffen, auf deren Größenverhältnisse und Sichtachsen hin abgestimmt.

SANFT UND ELEGANT

Immer aber sind sie graziös, egal ob Kaiserin oder Dienstmagd, Kirchenlehrer oder Bauernknecht. Vollendet demonstriert das Günther an seinen Marien- und Engelsdarstellungen. Da sind etwa die Atteler Madonna im Diözesanmuseum oder die Verkündigungsszene in der Kirche von Weyarn. Auch aus der großen Schutzengelgruppe in der Münchner Bürgersaalkirche dröhnt kein lautes Pathos, „sondern etwas Leises, Sanftes und eine Eleganz, die sich interessanterweise auch in der Musik der Zeit widerspiegelt“ erläutert Roll. Günther wäre dann wo etwas wie der Mozart den Bildhauern. Wie der Komponist überrascht Günther immer wieder mit unerwar-

teten Ideen: etwa, wenn er für ein Grabmal in der Münchner Asamkirche einem Skelett eine Schere in die Hand drückt, das den Lebensfaden durchschneidet. Auch dieser immer wieder auftauchende Ernst verbindet ihn mit Mozart. Im Gegensatz zu ihm wurde Günther jedoch nach seinem Tod rasch vergessen, obwohl er zu Lebzeiten ein äußerst nachgefragter Künstler war und keineswegs verarmt starb. Er hinterließ seinen Kindern 5.000 Gulden. Zum Vergleich: Die Hofbildhauer des Kurfürsten kamen auf ein Jahresgehalt von 300 Gulden. Doch keiner von Günthers Söhnen wurde älter als 20 Jahre, und die Werkstatt erlosch, ohne dass aus ihr ein bedeutender Schüler hervorging. Außerdem änderte sich der Zeitgeschmack. Hätte um 1850 nicht die Münchner Familie Radspieler Skulpturen aus abgebrochenen Kirchen und Häusern gerettet und wären andere Kirchen nicht zu klamm gewesen, um sich eine neugotische Ausstattung zu leisten – viele von Günthers Werken hätten nicht überlebt. Erst das frühe 20. Jahrhundert hat den Zauber seiner Kunst wiederentdeckt. „Es ist vor allem eine tiefe Menschlichkeit, die sich in seinen Werken widerspiegelt“, sagt Carmen Roll, „und die ist zeitlos.“ ●



Foto: PV Neustift

WISSENSWERT

Das Freisinger Diözesanmuseum erinnert an den 250. Todestag Ignaz Günthers mit verschiedenen Themenführungen am 22., 25. und 29. Juni, die immer um 15 Uhr beginnen. Am 6. Juli um 15 Uhr stellt Carmen Roll bei einer Führung mit Musik das große Altarensemble Ignaz Günthers in der ehemaligen Prämonstratenser-Klosterkirche St. Peter und Paul in Freising-Neustift vor. (www.dimu-freising.de)

In der ehemaligen Werkstatt von Ignaz Günthers Vater hat die Gemeinde Altmannstein im Landkreis Eichstätt ein Ignaz-Günther-Museum eingerichtet. Öffnungszeiten an den Sonntagen zwischen dem 4. Mai und dem 21. September jeweils von 10.30 bis 12 Uhr. Es informiert über die Herkunft des Künstlers und zeigt auch Werke seines Vaters und Großvaters.

(www.altmannstein.de/museum)

Das bayerische Nationalmuseum präsentiert in den Sälen 42 und 43 ständig bedeutende Werke von Ignaz Günther und stellt sie in einen Zusammenhang mit anderen Bildhauern seiner Zeit. Es ist täglich außer montags von 10 bis 17 Uhr geöffnet, donnerstags bis 20 Uhr. Am 10. August um 11 Uhr findet die Sonntagsführung „Zum 300. Geburtstag von Ignaz Günther. Leben und Werk“ von Jens Burk statt.

(www.bayerisches-nationalmuseum.de)

Lieblingsort über Generationen hinweg

Bayerns Bibliotheken werden immer beliebter – das zeigt eine neue Statistik des Sankt Michaelsbundes. Wir haben die Stadtbücherei in Dachau besucht – sie feiert heuer mit zahlreichen Veranstaltungen ihren 50. Geburtstag.

Von Lilly Krka

Auf der Galerie der Stadtbücherei Dachau mischt sich das leise Murmeln der lernenden Studenten mit den vergnügten Geräuschen der Kinder. Unten wird zwischen Regalen und dem Spielhäuschen getobt, in der Kaffee-Ecke sind alle Plätze belegt – auf den Tischen sammeln sich Tassen und Lernunterlagen. „Und heute ist noch recht wenig los“, sagt Bücherei-Leiterin Angelina Hanke und lacht. Immer mehr Dachauer kommen her – zum Lesen, Quatschen und Lernen. Vergangenes Jahr waren es an den drei Standorten der Bibliothek in Dachau mehr als 70.000 Besucher.

Der Bücherei-Boom ist in ganz Bayern spürbar, das zeigt die Statistik des Sankt Michaelsbundes für das Jahr 2024. Insgesamt brachen die Bibliotheken des Sankt Michaelsbundes mit über 14,5 Millionen Entleihungen und über 5,1 Millionen Besuchern eigene Rekorde. Zum Vergleich: Die bayerischen Theater zogen in der Spielzeit 2022/23 lediglich 2,5 Millionen Zuschauer an.

„Seit der Corona-Pandemie steigen die Zahlen kontinuierlich. Die Lockdowns waren vor allem für Schüler eine schwierige Zeit. Da konnten wir sie mit unseren digitalen Medien entscheidend bei der Schularbeit von zu Hause unterstützen“, erklärt Hanke den Anstieg. Die Bibliothekarische Referentin des Michaelsbundes Sabine Adolph ergänzt: „Büchereien sind Treffpunkte mit Mehrwert. Sie sind konsumfreie Orte – man muss nichts kaufen, um bleiben zu dürfen – und man trifft andere Familien.“

Die Stadtbücherei Dachau ist bereits seit 50 Jahren ein ebensolcher Ort. Heuer feiert sie Jubiläum mit Veranstaltungen über das ganze Jahr hinweg.

*»Büchereien
sind Treffpunkte
mit Mehrwert«*

Ihr eigentlicher Geburtstag ist der 17. August – er liegt jedoch mitten in den bayerischen Sommerferien. Also hat sich Hanke entschieden, das ganze Jahr zu feiern – getreu dem Motto „50 Jahre, 50 Veranstaltungen“. Ihr persönliches Highlight bisher war die Übernachtungsparty für Kuscheltiere – ohne ihre Besitzer. Hier stellten die Tiere einigen Unfug an – alles festgehalten von den Kameras der Bibliotheksmitarbeitenden. Den Höhepunkt des Jubiläumsjahres soll das Literaturfestival „Dachau liest“ im Oktober bilden. Nach einem Fest mit Rückblick und Musik zum Auftakt sind zehn Tage lang unterschiedlichste Lesungen und Vorführungen geplant.

Hanke leitet die Bibliothek seit Oktober vergangenen Jahres. Eine längere Beziehung zu ihrer Bücherei haben viele Bürger Dachaus. Deshalb hat die Leiterin dazu aufgerufen, Erinnerungsstücke abzugeben – im Oktober sollen sie ausgestellt werden. Eini- ges sei da schon zusammengekommen: alte Bibliotheksausweise, Zeitungsausschnitte und aussortierte Bücher. Sogar eine Geburtstagskarte hat die Bücherei schon bekommen. Dass Geburtstag gefeiert wird, soll auch im Haus sichtbar sein – groß und bunt weist ein Schriftzug auf der Glasfront am Eingang darauf hin. Und das Maskottchen „Biachal“ – eine blaue Eule, die mit vollem Namen „Eubida Liesabetta von Blaeulenstein zu Dachau“ heißt – bewacht gegenüber dem Tre- sen die Geburtstagsgeschenke.

Der Münchner Generalvikar Christoph Klingan findet, Büchereien seien nicht nur soziale Orte für Jung und Alt, auch für die Kirche seien sie von immen- ser Bedeutung: „Der Inhalt von Büchern ist lebendiges



Was der Sankt Michaelsbund alles für Büchereien anbietet, finden Sie hier:





Foto: SMB/Burghardt



Foto: SMB/K/ka

Das Maskottchen der Stadtbücherei Dachau (großes Bild) hat natürlich immer ein Buch dabei.

Allein deshalb, meint Klingan, seien „Bibliotheken seit jeher eng verbunden mit der Kirche – denken wir nur an die großen Klosterbibliotheken und an die kirchlichen Büchereien in unseren Gemeinden, wo Menschen Bücher zum Lesen abholen können“.

Deshalb unterstützt der Sankt Michaelsbund über tausend kirchliche und kirchlich-kommunale Büchereien in ganz Bayern – und das kommt an, bestätigt Hanke. Eine der wichtigsten Hilfen sei die Vermittlung von Fördergeldern, denn die Bibliotheken seien als freiwillige Leistungen schnell von Kürzungen seitens der Kommunen betroffen. Aber nicht nur das: „Wir sind dem Michaelsbund einfach freundschaftlich verbunden“, betont Hanke. „Kleine Tipps und Tricks, die Vernetzung und Fortbildungen, das trägt alles zur Unterstützung bei – vor allem das persönliche Gespräch.“ Mit diesem Einsatz wollen Hanke und ihr Team trotz knapper Mittel aktuell bleiben – in ihren Medien und Veranstaltungen. Sie möchten sich weiterentwickeln, damit auch künftig immer mehr Menschen die Stadtbücherei für sich entdecken.



NACHGEFRAGT

Warum sind Büchereien für die katholische Kirche so wichtig?

Durch die Büchereien leben wir den Bildungsauftrag der Kirche – dazu gehört auch die souveräne gesellschaftliche Teilhabe. Und die ermöglichen wir durch die Vermittlung der Lesekompetenz.

Was macht Büchereien so beliebt?

Wir bieten ein sorgfältig ausgewähltes Angebot, das besonders von Familien stark nachgefragt ist – und das generationenübergreifend. Außerdem wird das Bewusstsein für Nachhaltigkeit immer größer. Dazu gehört auch, dass man lieber leiht als neu kauft.

Welche Rolle werden Büchereien künftig spielen?

Die Lesekompetenz wird immer wichtiger – und das Aufklären über Informationsbeschaffung. Büchereien sind der Schlüssel dazu.

Sabine Adolph ist Diözesanbibliothekarin der Erzdiözese München und Freising.

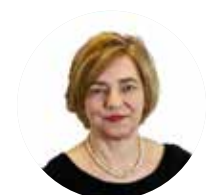


Foto: SMB

Warum ich gern „wild“ pilgere

Im Heiligen Jahr 2025 denken viele Katholiken darüber nach, eine Pilgerreise zu unternehmen. **Aber was bedeutet es eigentlich, zu pilgern?** Zwischen einem organisierten „Jakobsweg aus dem Katalog“ und einem individuellen Aufbruch ins Ungewisse liegen oft Welten.

Von Joachim Burghardt

Pilgern ist in. Und was in ist, kann man in der Regel auch kaufen. Oder buchen. Folgerichtig findet sich auch der bekannteste aller Pilgerwege, der Jakobsweg, im Programm unzähliger Reiseveranstalter. Und zwar mit Angeboten wie diesen: „Alles organisiert“ – „Gepäcktransport inklusive“ – „handverlesene Unterkünfte“ – „Premium-Erlebnis“ – „5 % Early Bird Rabatt“. Das spirituelle Erlebnis als Rundum-sorglos-Paket! Gern auch etappenweise über mehrere Jahre verteilt, sodass man sich ganz arbeitgeberfreundlich an das Fernziel Santiago de Compostela herantasten, quasi scheibchenweise der Wahrheit annähern kann ...

Nur selbst zu Fuß gehen muss man dabei noch. Wobei: Wer sucht, findet auch Jakobswegreisen mit Bahn- und Busunterstützung – so wird das Ganze zum maximal entspannten und genussintensiven Kultur-Sightseeing, bei dem nicht mehr allzu viele Schweißtropfen fließen. Der höchste Grad von Komfort-Mentalität aber zeigt sich bei

einem Veranstalter, der allen Ernstes mit einem „Jakobsweg ohne Überraschungen“ wirbt. Was daran diskussionswürdig ist? Finde den Fehler ... Na, klingelt's?

An dieser Stelle wird es nun Zeit für ein klärendes Wort: Nein, hier soll nicht schlecht über den Jakobsweg an sich gerechnet werden. Trotz allem Massentourismus ist jener uralte europäische Kulturweg, jenes spirituell so aufgeladene sternförmige Wegenetz, jener Pfad der Träume auch heute noch zu Recht ein großes Faszinosum. Auch Rom, im Heiligen Jahr 2025 noch mehr Magnet als ohnehin, ist und bleibt ein einzigartiger Sehnsuchtsort. Ebenso wenig soll die Berechtigung von organisierten Studien- und Städtereisen in Abrede gestellt werden. Ist es doch völlig legitim, in den Genuss all jener organisatorischen und psychologischen Vorteile kommen zu wollen, die man eben nur bei professioneller Vorab-Planung und ab einer gewissen Gruppengröße erhält.

Aber bevor man tatsächlich auf „Jetzt kostenpflichtig buchen“ klickt, lohnt es sich, die Frage zu stellen, was man wirklich will und wozu es beim Pilgern eigentlich geht. Was sind Sinn und Essenz des Pilgerns? Was bedeutet es, zu pilgern?

Ein Blick auf die Wortherkunft führt zum lateinischen *peregrinus* – „fremd“. Ein Pilger ist also jemand, der für eine bestimmte Zeit „fremdelt“, in die Fremde geht – weg von zu Hause, hinaus in die Ferne. Doch es wäre zu



kurz gegriffen, das Pilgern nur geografisch im Sinne einer möglichst großen Entfernung vom eigenen Wohnort zu verstehen. Zum Pilgern gehört nämlich auch, sich von Altbekanntem zu lösen und sich mit Neuem zu konfrontieren. Davon gibt es auch in der Nähe genug: räumlich, weil wir unsere eigene Umgebung oft bereits nach wenigen Kilometern nicht mehr wirklich kennen, aber auch innerlich, da in uns bekanntermaßen viel Vernachlässigtes, Verdrängtes und Verkümmertes schlummert.

AUSBRECHEN UND AUFBRECHEN

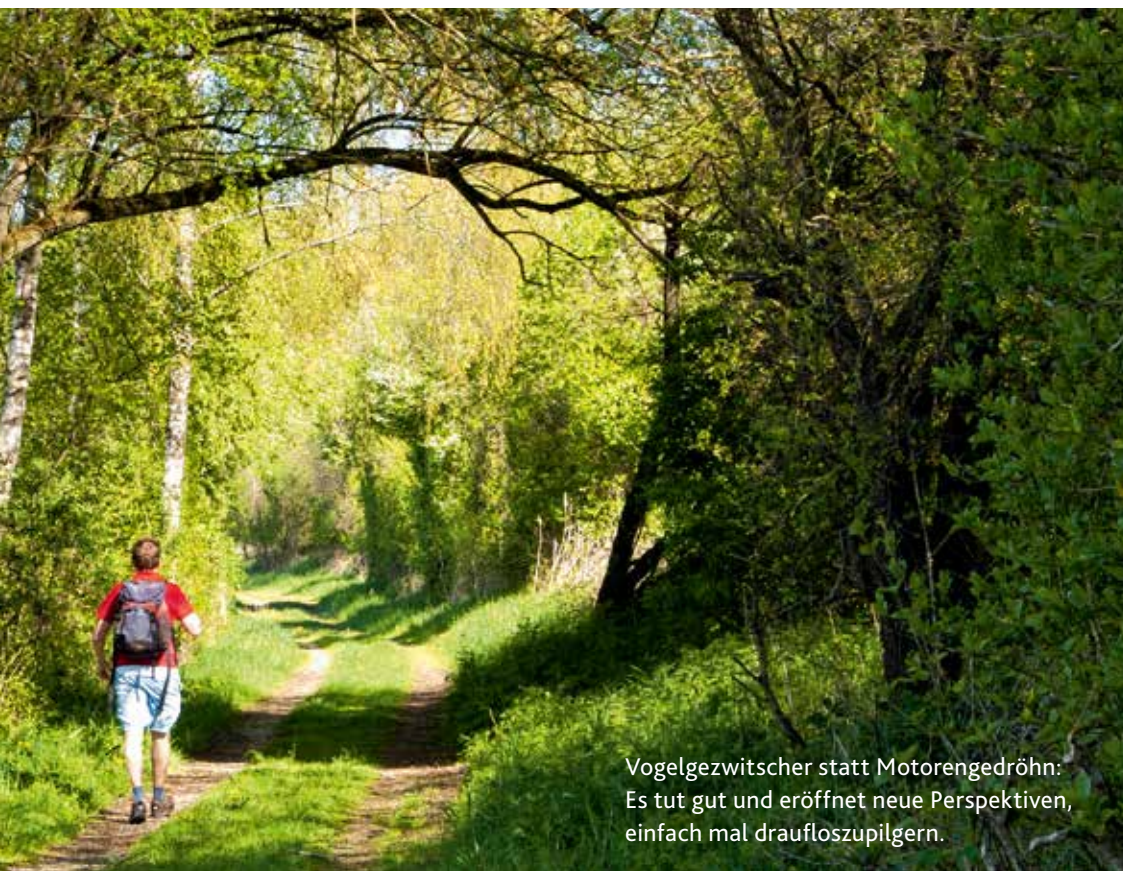
Im weiteren Sinn ist ein Pilger daher jemand, der Neuland betritt. Der etwas wagt. Der aus seiner Komfortzone herauskommt. Der Routinen abstreift und aus dem Alltag ausbricht. Der aufbricht – und in dem etwas aufbricht! Der in Kauf nimmt, dass die nahe oder ferne, die innere oder äußere Fremde in ihm Verunsicherung und Zweifel auslöst. Der sich vielleicht sogar selbst ein wenig fremd wird – und sich so neu kennenlernt.

In dieser Hinsicht unterscheidet sich das Pilgern fundamental von einer Reise, die nur in beobachtender oder konsumierender Haltung unternommen wird. Beim Pilgern geht es nicht vorrangig darum, ein Programm abzuarbeiten, an einem bestimmten



Foto: Burghardt

Ein wunderbarer Ort zum Innehalten am Waldrand



Vogelgezwitscher statt Motorengedröhn:
Es tut gut und eröffnet neue Perspektiven,
einfach mal draufloszupilgern.

Foto: Burghardt

Ort physisch vorstellig zu werden, Beweisfotos zu machen und ungerührt wieder abzureisen („Leute, ich hab den Lateran im Kasten, wir können weiter!“). Denn nicht nur das Ziel, sondern vor allem der Weg dorthin ist entscheidend, und im besten Fall sind es zwei Wege, die gleichzeitig beschritten werden: ein äußerer und ein innerer.

Anders als so mancher Tourist verharre ich beim Pilgern nicht in innerlicher Distanz zur Destination, die ich buche, bereise und bewerte, sondern ich selbst

werde Teil des Wegs, den ich gehe, und der Weg wird ein Teil von mir. Unterwegs entdecke ich Zeichenhaftes und Bedeutungsvolles, das auf mein Leben verweist. So wird der äußere Weg, den ich pilgernd gehe, zur Chiffre für meinen Lebensweg, der mein eigentlicher, großer Pilgerweg ist. Äußerlich könnte man das Pilgern als ein Spiel mit Aufbruch, Unterwegssein und Perspektivwechsel beschreiben, im Wesentlichen aber ist es Biografiearbeit mit den Füßen!

Weil es beim Pilgern also um mich selbst geht – um Fragen rund um mein Leben,

meine Sorgen, meine Zukunft, meinen Glauben, meine Beziehung zu Mitmenschen und zu Gott –, ähnelt es einer Forschungsreise mit ungewissem Ausgang. Wird mir die Unternehmung neue Erkenntnisse schenken? Werde ich Trost, Inspiration, Stärkung finden? Wird mir jemand einen guten Rat geben? Werde ich verändert, ja verwandelt

zurückkommen? All das wird sich erst zeigen, und anders als die Stationen einer gebuchten Reise kann es mir niemand vorab garantieren.

Nach dieser kurzen Betrachtung ist nun offensichtlich, warum kommerzielle Formate nicht jede Pilgersehnsucht erfüllen können. Wenn „alles organisiert“ ist oder gar ein Weg „ohne Überraschungen“ in Aussicht gestellt wird, ist fraglich, wie viel Raum für eine spirituelle Erfahrung mit Tiefgang und Nachhall bleibt. Denn in nahezu allen guten Pilgerbüchern wird immer wieder davon berichtet, dass es gerade die überraschenden Begegnungen, die spontanen Gespräche oder die kuriosen Zufälle unterwegs sind, die letztlich zählen; oft mehr als nur

»Pilgern ist Biografiearbeit mit den Füßen«

ein reibungsloser Ablauf der Reise oder das Sammeln von Stempeln, Urkunden und Souvenirs. Für diese unplanbaren, hochindividuellen, manchmal fast schicksalhaften Impulse braucht es eben Ungebundenheit und Offenheit.

Und wenn man nicht in der Lage ist, einen wochenlangen Pilgerweg im Ausland auf eigene Faust zu stemmen? Dann gibt es eine Alternative: das „wilde“ Pilgern ganz in der Nähe. Allein oder zu zweit, hier und jetzt, spontan und individuell, ohne große Reiseplanung und sogar abseits vorgefertigter Routen. Das Ziel kann ein spiritueller Ort sein – ein Kloster, ein Gnadenbild, eine fürs Heilige Jahr 2025 benannte Jubiläumskirche im Heimatbistum, eine Waldquelle, ein Berggipfel –, aber auch „ziellos“ lässt sich pilgern: zu Fuß aufs Geratewohl drauflos, den Wind in den Haaren und dem Horizont entgegen.

Biege ich hier ab oder später? Verschwinde ich in diesem Waldgebiet oder ziehe ich unter weitem Himmel über die Hügel dahin? Entdecke ich einen idyllischen Rastplatz, an dem ich ein Stündchen dösend verträume? Lädt mich ein Wegkreuz oder eine Kapelle zum Innehalten ein? Wem werde ich unterwegs begegnen, welche Gedanken werden mir kommen? Ich will es herausfinden ...

INTENSIV UND INNIG

Wann immer mir danach ist, ziehe ich los. Vielleicht breche ich nur kurz aus. Aber dann intensiv und innig, abenteuerlustig und lebenshungrig. Mein eiliger Gang über Stock und Stein ist wie der Takt eines Gebets, mein frohes Ausschreiten ein Lobpreis der Schöpfung, mein gesenkter, konzentrierter Blick eine wortlose Bitte um Vergebung und Klärung. Vielleicht bin ich abends schon wieder zu Hause.

Zugegeben, das „wilde“ Pilgern im Kurzformat hat etwas Impulsives, wirkt im Vergleich zu einer organisierten Traumreise mit renommiertem Ziel eher armselig, vielleicht sogar verzweifelt. Aber selbst wenn: Würden ein wenig Armseligkeit und Verzweiflung einem Pilger so schlecht zu Gesicht stehen? Und kann nicht ein einziger großer Tag schon Verstrickungen lösen, heilen, versöhnen, unvergesslich bleiben? Ist nicht beim Herrn „ein Tag wie tausend Jahre“?

Nun ist es endlich so weit, es geht los! Ich trete lächelnd über die Schwelle, schließe die Tür hinter mir, atme tief durch, und voller Vorfreude mache ich den ersten Schritt. Ich werde da draußen schon erwartet. ●

Von Wandernden, Suchenden und Heimatlosen

Welche Bedeutung hat die Pilgereise des heiligen Willibald für das Pilgerwesen heute?
Mit dieser Frage hat sich der Theologe Georg Röwekamp befasst. Im bewegten Leben des Eichstätter Bistumspatrons sieht er ein Modell für die Spiritualität unserer Zeit.

Vor 1.300 Jahren ist Willibald als Pilger in Jerusalem angekommen. Daran erinnert unter anderem ein Mosaik in der Dormitio-Abtei, dem deutschsprachigen Benediktinerkloster auf dem Zionberg. Anlässlich dieses Jubiläums fand am Jahrestag der Ankunft, dem 11. November 2024, eine internationale Konferenz in Jerusalem statt. Georg Röwekamp, Leiter des Pilgerhauses Tabgha des Deutschen Vereins vom Heiligen Lande (DVHL) am See Genezareth, hat die Tagung mitorganisiert und einen Vortrag über „Willibald und die peregrinatio ex patria“ (= *Pilgern aus dem Heimatland*; d. Red.) gehalten.

Röwekamp stellt darin fest, dass viele alte Texte, die als Pilgerberichte gelten, in

Wahrheit Reiseführer oder Lebensbeschreibungen sind. Der Bericht über Willibalds Reise ist Teil seiner Vita, verfasst von der Nonne Hugeburc, und zeigt, dass seine Pilgerreise Ausdruck eines asketischen Lebensideals war. Dabei ging es weniger um den Besuch heiliger Orte als um eine dauerhafte „Fremdheit“ als spirituelle Lebensform – ein radikales Verlassen von Heimat und Besitz zugunsten einer höheren, gottgeweihten Existenz.

Ausgehend von Jesu Worten über seine eigene Heimatlosigkeit entwickelte sich im frühen Christentum ein Stand von wandernden Aposteln und Propheten, die hoch geschätzt waren. Im Osten hielt sich diese asketische Lebensform trotz wachsender Bischofsmacht besonders lange. Das Leben in der Fremde wurde zu einer Form frühchristlicher Askese. Auch im Westen war das Ideal der peregrinatio, ein Leben in der Fremde um Christi willen, verbreitet. Der Begriff peregrinatio wurde anfangs noch allgemein für Fremdsein oder das Leben als Gast verwendet. Erst im 6. Jahrhundert begann man ihn im engeren Sinne als Wallfahrt zu heiligen Stätten zu verstehen.

Weite Reise nach Rom: „Torheit“ und „Wahnsinn“?

In Irland blieb der ursprüngliche Sinn besonders lange lebendig: Mönche verließen ihre Heimat, um in der Fremde ihre geistliche „Wüste“ zu suchen. Auch in angelsächsischen Regionen wurde diese Lebensform praktiziert, allerdings mit Akzentverschiebungen: Missionstätigkeit trat stärker in den

Vordergrund, Pilgerreisen erfolgten zunehmend im Familienverband, und die Reise nach Rom wurde zur klassischen Wallfahrt und Studienreise. Frauen und Adelige nahmen vermehrt teil. Gleichzeitig wurde aber auch Kritik laut – irische Stimmen verurteilen die neue Form der Rom-Peregrinatio als „Torheit“ und „Wahnsinn“, und auch Bonifatius kritisiert die Verweltlichung des Pilgerideals.

In der Vita des Willibald aber lebt das alte Ideal der peregrinatio ex patria fort, also des radikalen Verlassens der Heimat um Christi willen. Willibalds Reise durch den Orient ist nicht nur geografisch weiter, sondern existenziell tiefgreifender: Sie bleibt ein „Umherirren“ auf der Suche nach einer endgültigen asketischen Lebensform – ohne sichtbaren Plan, aber mit spiritueller Zielrichtung.

Dabei begegnet Willibald fortwährend dem Fremden – geografisch, kulturell und religiös. Doch auffällig ist, dass die Darstellung des Fremden weitgehend sachlich und undramatisch bleibt. Selbst andersgläubige Menschen – wie Juden in Tiberias oder „heidnische Sarazenen“ – werden meist ohne Polemik beschrieben. So zeigt sich in Willibalds Reise kein polemischer



Willibalds Ankunft in Jerusalem vor 1.300 Jahren zeigt dieses Mosaik in der Dormitio-Abtei.

Foto: Georg Röwekamp





Wie gefährlich eine Pilgerreise einst war, verrät die Inschrift auf dem Sockel dieser Skulptur des Eichstätter Bistumspatrons im Willibaldschor des Doms: „St. Willibald, ein Königssohn als Pilgrim im Heiligen Land von Fleckfieber befallen wird wunderbar geheilt“.

stätt. „Insofern vereint Willibald alle großen Strömungen des Mönchtums seiner Zeit. Seine Biographie wird so zur Erzählung eines geistlichen Reifungsprozesses, der in einer stabilen Verankerung in Dienst und Gemeinschaft mündet“, so Röwekamp. In der Rückschau stellt sich daher auch die Bewertung des peregrinatio-Ideals differenzierter dar. Seine Vita dokumentiert nicht nur eine asketische Suche, sondern einen spirituellen Weg, der verschiedene Stadien des Christseins durchläuft – und dadurch selbst zu einem Modell für eine tiefere Form der peregrinatio wird.

Wanderschaft mit Brüchen und innerer Entwicklung

Am Ende seiner Überlegungen zur Vita des Heiligen Willibald stellt Georg Röwekamp die Frage, ob dessen Lebensform als peregrinus, also als religiöser Wanderer und Heimatloser, auch heute noch Bedeutung hat. Für ihn hängt dies entscheidend davon ab, „was jemand macht aus diesem ‚Lebensstil‘ bzw. wozu die damit verbundene Freiheit genutzt wird.“ Anhand historischer Beispiele wie Petrus dem Iberer oder Jakob Baradai zeigt Röwekamp, dass solche Wanderexistenzen durchaus fruchtbar für Kirche und Gesellschaft sein können – auch wenn sie eher unfreiwillig zu „Pilgern“ wurden. „Zumindest den beiden Genannten ist gemeinsam, dass sie eine solche Lebensform (...) nicht freiwillig gewählt haben: Somit entfällt schon einmal der Verdacht, sie würden dies als asketische Leistung oder gar als Verdienst ansehen.“

Diese unfreiwillige Form der peregrinatio vergleicht Röwekamp mit dem Leben heutiger Migrantinnen und Migranten im Heiligen Land – etwa äthiopischen, eritreischen oder philippinischen Gläubigen, die trotz prekärer Lebensverhältnisse tiefe Frömmigkeit und Nächstenliebe zeigen. „Dann frage ich mich: Sind sie nicht die wahren peregrini, die echten Pilger unserer Zeit?“ Ihr gelebter Glaube kontrastiert für Röwekamp mit der eher bequemen Form heutiger religiöser Bildungsreisen, die er nur zögerlich

ZUR PERSON

Georg Röwekamp, dessen Gedanken zur Pilgerschaft des heiligen Willibald auf diesen Seiten zusammengefasst sind, ist Theologe und Leiter des Pilgerhauses Tabgha am See Genezareth.



Foto: privat

als echte Pilgerfahrten bezeichnen möchte: „Nicht dass ich die moderne Wallfahrt gering schätzen wollte (...), aber ich scheue mich immer schon, sie als Pilgerreisen zu bezeichnen, weil dazu mehr gehört.“

Zugleich erkennt Röwekamp im biographischen Weg Willibalds – mit seinen wechselnden Lebensformen und Brüchen – ein Modell für die Spiritualität unserer Zeit. Die Vielfalt der Lebensphasen Willibalds könne unsere Sensibilität stärken „für die manchmal krummen Lebenswege von Menschen unserer Tage.“ Auch das Gefühl vieler Menschen, heute religiös „heimatlos“ zu sein, betrachtet er im Licht des peregrinatio-Gedankens. Angesichts ihrer Erfahrung religiöser Entfremdung fragt er: „Sind vielleicht auch sie wahre (unfreiwillige) peregrini unserer Zeit [...] auf der Suche nach der ‚wahren Heimat‘, diese schmerzliche Existenz auf sich nehmend, weil sie wissen, dass wir hier keine bleibende Stadt haben?“

Sinnbild für Kirche als Gemeinschaft von Suchenden

Abschließend schlägt Röwekamp noch einmal eine Brücke zur Theologie der frühen Kirche, in der Wahrheit und Kirche selbst als peregrinae, also als „Fremdlinge auf Erden“ verstanden wurden. Diese Sichtweise könne durch einen Blick auf Willibalds Vita neu belebt werden: „Vielleicht hilft ein Willibald mit seiner Form der peregrinatio sogar, das etwas blass gewordene Bild von der ‚pilgernden Kirche‘ neu zu verstehen.“ Die Kirche sei dann eine „Gemeinschaft von Suchenden, von Menschen auf dem Weg“, und alle menschlichen Sicherheiten – auch kirchliche Strukturen – nur „Herbergen für vorübergehenden Aufenthalt“ oder „Feldlazarette“, wie Papst Franziskus sagte. Wahre Pilgerschaft bedeute letztlich: unterwegs sein zu einer Heimat, die nicht von dieser Welt ist.

// GERALDO HOFFMANN

Ein Buch mit allen Vorträgen der Konferenz „Willibald in Jerusalem“ ist in Planung.

Gegensatz zwischen Christentum und „dem Fremden“, sondern ein Bewusstsein für eine gemeinsame, spätantike Welt, in der selbst der Orient noch Teil eines größeren Ganzen ist. Röwekamp betont, dass „die Beschreibung des Fremden in der Regel sehr sachlich erfolgt“ und dass „wenig Neugier auf Fremdes“ zu spüren ist – was die Vita von späteren, stark exotisierenden Reiseberichten abhebt.

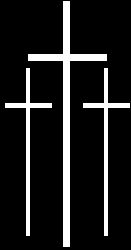
Dabei spiegelt Willibalds Lebensweg verschiedene Formen des monastischen Ideals wider: Von der Kindheit als Oblate im Kloster über die peregrinatio, das eremitische Leben in Konstantinopel, das stabile Klosterleben in Monte Cassino bis hin zum Dienst als Missionsbischof in Eich-

Foto: Geraldo Hoffmann

GLASEREI
BRICH

Gerhard Brich e. K.
Siemensstraße 7
85055 Ingolstadt
Tel. 0841/14 35

- Ganzglasduschen
- Ganzglasanlagen
- Schiebetüren
- Spiegel
- Glasreparaturen



Bestattungen *"FRIEDE"* K. Kienhöfer
Castellstraße 69, 90451 Nürnberg
Ihre Hilfe im Trauerfall
Erd-, Feuer- und Baumbestattungen
Erledigung aller Formalitäten - Überführungen
Trauerfeiern in allen Kirchen nach Ihren Wünschen
Bestattungsvorsorge zu Lebzeiten - Hausbesuche
Jederzeit für Sie erreichbar, auch an Sonn- und Feiertagen:
bestattung-friede@t-online.de **Telefon 0911/ 64 45 64**



ABBRUCH
RÜCKBAU
ENTSORGUNG





91790 Pfaunfeld
Tel.: 09147 9433-0
www.schutt-karl.de
Fair, sicher und erfahren



SOS
KINDERDORF



Leben
berührt Leben.

Gibt es etwas Schöneres als ein junges Leben an die Hand zu nehmen und Mut zu machen? Helfen Sie uns, benachteiligten Kindern einen fairen Start ins Leben zu ermöglichen.
Ihr Testament bedeutet eine gute Zukunft für Kinder.
Andrea E. Giesecke und KollegInnen
Renatastraße 77 • 80639 München
Telefon 089 12606-123
erbehilft@sos-kinderdorf.de
www.sos-kinderdorf.de/testament



LBV

Sie
lieben
Vögel?
Wir auch.



Foto: Dr. Christoph Moning

kostenloses
Infopaket
anfordern unter

www.lbv.de/info

Neue Ziele durch qualifizierte Weiterbildung

- Schritt für Schritt zur perfekten Bewerbung
Teilzeit,
30.06.2025 bis 14.07.2025
- Meistervorbereitungskurs
Teil III/IV
Teilzeit,
16.09.2025 bis 07.03.2026
- Meistervorbereitungskurs
Teil III/IV
Teilzeit,
16.09.2025 bis 07.03.2026
- Maurer- und Betonbauermeister
Teil I/II
Teilzeit,
15.09.2025 bis 26.02.2027

- Künstliche Intelligenz
Einstiegerkurs
Abendkurs,
23.06.2025 bis 26.06.2025
- IT-Fachmann/-frau für Office-Anwendungen (HWK)
Vollzeit,
15.09.2025 bis 27.09.2025
- Gepr. kaufm. Fachwirt/in (HwO)*
Abendkurs,
15.09.2025 bis 23.11.2026
- WIG Schweißen (Stahl, Edelstahl, Aluminium)
Abendkurs,
03.11.2025 bis 26.11.2025

* Eine Online-Teilnahme ist nach Absprache möglich.

Bildungszentrum Ingolstadt
Brückenkopf 3+5, 85051 Ingolstadt, Telefon 0841 9652-0 |
EDV, SPS, Meister Telefon 0841 9652-130 (Marlena Bäumel)
BdH, Kfm.FW, Telefon 0841 9652-122 (Simone Unland) |
Abgasunters. 0841 9652-123 (Mehtap Yaman) |
marlena.baeumel@hwk-muenchen.de, www.hwk-muenchen.de/Ingolstadt

Bildungszentrum Ingolstadt

Informationen finden Sie unter
www.hwk-muenchen.de



Handwerkskammer
für München und
Oberbayern



Frank,
bist du das?



HELFEN SIE, damit es nicht jedem Baum
so ergt wie Frank.

Weitere Informationen dazu unter: www.oroverde.de



OROVERDE
Der Fäbrenwälbungsring

Werber und Warner

Wie schön die Schöpfung ist und wie bedroht zugleich, das hat **Pfarrer i. R. Josef Bierschneider** in vielen Vorträgen deutlich gemacht. Der Geistliche, der jetzt sein 60-jähriges Priesterjubiläum feiern kann, war ab 1986 der **erste Umweltbeauftragte des Bistums**.

Wer über die Schönheit der Schöpfung noch staunen kann, der wird auch bereit sein, zu ihrem Schutz aktiv beizutragen. Das war kürzlich eine der Kernaussagen eines Treffens in Pfünz, zu dem die Diözese Eichstätt anlässlich des Jubiläums „10 Jahre Umwelt- und Sozialenzyklika Laudato si“ eingeladen hatte. Diese Botschaft sandte Pfarrer Josef Bierschneider, der heute als Ruheständler in Beilngries lebt, bereits vor Jahrzehnten aus.

WAS GEHT DENN DAS DIE KIRCHE AN?

Zum Umweltbeauftragten ernannt im Jahr der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl, warnte er nicht nur vor den Risiken der Atomkraft, sondern warb, wo er konnte, für den Schutz von Böden und Wasser und warf die Frage nach der Beherrschbarkeit von Technik auf. Gelegentlich musste er sich auch die Frage gefallen lassen, warum sich die Kirche in das Thema Umweltschutz einmische, dafür könne doch auch der Staat Referenten einstellen. Schließlich sei es Aufgabe des Pfarrers, Gottesdienste zu halten. „Ich habe immer geantwortet, dass ich mich als Verkünder von Schöpfungstheologie und Schöpfungsspiritualität verstehe“, sagt der 87-Jährige, der als Hobbyfotograf die Wunder der Natur in tausenden von Bildern dokumentierte und diese in seine Vorträge einbaute.

Inmitten von Natur ist Bierschneider als Landwirtssohn in der Pfarrei Staadorf bei Dietfurt aufgewachsen. In seiner Kaplanszeit in Weißenburg nahm er an Flüeli-Fahrten der Landvolkbewegung teil, wurde 1976 selbst Landvolkseelsorger und zugleich Pfarrer von Paulushofen. In vielen Pfarreien des Bistums hielt er Vorträge über Erntedank und Umweltverantwortung, auch nach seinem Wechsel in die Pfarrei Rupertsbuch 1984. Eines Sonntagabends im Advent 1986 rief ihn der damalige Bischof Karl Braun an. Er suchte dringend einen Umweltbeauftragten, wie man sie Schritt für Schritt in den Diözesen einführte. „Mit dem Amt das Landvolkpfarrers hat man das ja gut kombinieren können“, erzählt Bierschneider, der sich schnell mit den bayerischen Kollegen vernetzte und in deren Kreis auch an bundesweiten Tagungen teilnahm. „Die Atomkraft war natürlich ein Hauptthema“, erinnert er sich, „in Wackersdorf flogen die Steine“. Aber auch „Weizen zum Verheizen“ oder „Nachhaltiges Wirtschaften in der Kirche“ lauteten die Überschriften. Eine wichtige Richtschnur sei ihm das Bischofswort „Zukunft der Schöpfung, Zukunft der Menschen“ von 1980 gewesen, berichtet Bierschneider, der 1993 Pfarrer in Berg und Hausheim und 1997 in Gungolding wurde und neben-

bei „Umweltpfarrer“ blieb. Zu dieser Zeit gab es in anderen Diözesen bereits hauptamtliche Umweltbeauftragte, wie etwa den Münchner Theologen Gotthard Dobmeier, der seine bayerischen Kollegen lange Zeit als Sprecher vertrat und zu dem Bierschneider heute noch Kontakt hat.

Ein wichtiger Fürsprecher in Sachen kirchliche Umweltschutzarbeit sei der verstorbene Politiker Alois Glück gewesen. „Er hat uns immer wieder ermutigt“, sagt Bierschneider, in dessen Zeit als rasender Schöpfungs-Referent auch der vielbeachtete Wandel der Abtei Planksteden zum „grünen“ Kloster fiel.

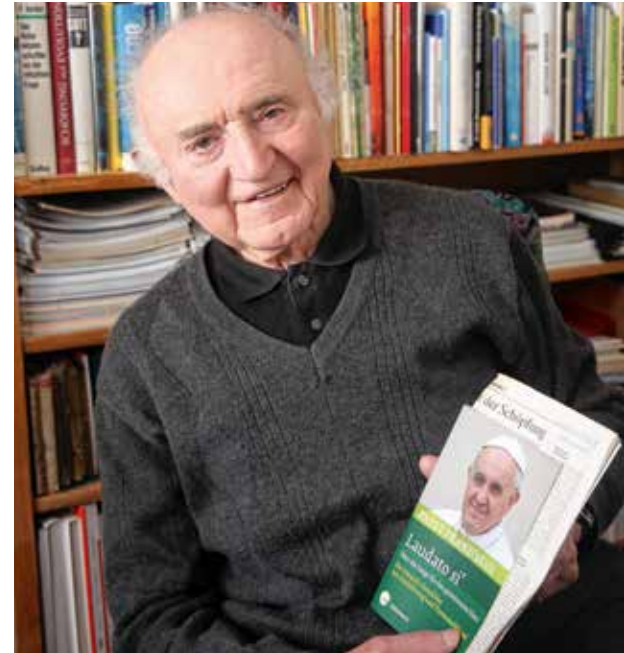
„Wir Umweltbeauftragten waren sehr gern dort“, erinnert sich Bierschneider, der sich mit dem damaligen Abt Gregor Hanke auch in der kritischen Haltung gegen Atomkraft einig war.

FAST 25 JAHRE IM AMT

Eine ganz andere Art der Unterstützung hatte er schon Jahre vorher von den kirchlichen Vereinen erhalten, die er in seiner Weißenburger Zeit betreut hatte: Zum Abschied schenkten sie ihm einen mobilen Overheadprojektor, der Bierschneider viele Jahre auf Vorträge begleitete. Später stieg er um auf Powerpoint-Präsentationen und auf Digitalfotos statt Dias. Oft arbeitete er auch mit Karikaturen.

Nach fast 25 Jahren als Umweltbeauftragter wurde er Anfang 2011 durch Dr. Andreas Thiermeyer abgelöst, ehe bald darauf ein diözesanes Referat Schöpfung und Klimaschutz entstand und das Umweltengagement des Bistums verstetigt und auf eine breitere Basis gestellt wurde. Im Herbst 2014 hatte Umweltreferentin Lisa Amon ihren Vorgänger Bierschneider als Vertretung für einen Vortrag in Mönsheim engagiert, doch kurz vorher erlitt der Geistliche einen Schlaganfall, der den einst passionierten Bergsteiger bis heute körperlich beeinträchtigt. Sein Interesse an der Schöpfungsspiritualität aber ist bis heute ungebrochen.

// GABI GESS



Pfarrer i. R. Josef Bierschneider mit der Enzyklika „Laudato si“. Sie „bedeutet mir sehr viel“, sagt er.

Bekanntes Gnadenbild

RITTERSDHOF Vor dem Gnadenbild der Dreimal Wunderbaren Mutter, einer Nachbildung der alten Marienikone „Salus populi Romani“ in der römischen Basilika „Santa Maria Maggiore“, können Gläubige nicht nur im Ingolstädter Münster beten, sondern auch in der



Foto: Franz-Xaver Meyer

Wallfahrtskapelle Rittershof (Pfarrei Pölling). In dem kleinen Gotteshaus, das vor 75 Jahren geweiht wurde, befindet sich eine Kopie des Bildes, das von dem

Münchener Kunstmaler Robert Raab stammt. Den Bau des kleinen Gotteshauses hatte der Eichstätter Bischof Dr. Michael Rackl veranlasst, der selbst aus Rittershof stammte. Kurz nach der Grundsteinlegung 1848 verstarb er, die Weihe vollzog sein Nachfolger Dr. Joseph Schröffer.

Ex-Generaloberin feiert 95.

INGOLSTADT Im Kloster Gnadenenthal feierte Schwester Cäcilia Wohlmuth 95. Geburtstag. Die gebürtige Laibstädterin war von 1974 bis 1998 Generaloberin der Kongregation der Franziskanerinnen von Gnadenenthal und trug für zwei weiterführende Schulen Verantwortung. Diese gingen später in die Trägerschaft der Diözese über.

Preisgekröntes Projekt

GUNZENHAUSEN Der von der Stadt Gunzenhausen und der Caritas-Kreisstelle Weißenburg gegründete Verein „Hand in Hand gegen Altersarmut“, hat den Demografiepreis Bayern 2024 des Bayerischen Staatsministeriums der Finanzen und für Heimat erhalten. Die Vereinsmitglieder leisteten wertvolle Unterstützung auf finanzieller, aber auch persönlicher Ebene, hieß es bei der Verleihung des mit 3.000 Euro dotierten Preises durch Minister Albert Füracker.



Foto: Franz-Xaver Meyer

Ordensfrauen für Lebensleistung gedankt

NEUMARKT 21 Schwestern aus der Region Bayern des Ordens vom Göttlichen Erlöser (Niederbronner Schwestern) feierten im Kloster St. Josef Jubelprofess mit Provinzoberin Barbara Geißinger, Erzbischof em. Dr. Ludwig Schick aus Bamberg und weiteren Geistlichen. Aus dem Bistum Eichstätt stammen Emerita Gineiger (Schnufenhofen) und Regina Bauer (Danlohe), die vor 65 Jahren die ewigen Gelübde ablegten, sowie Petra Ochsenkühn (Tyrolsberg), Reinhildis Schneider (Waltersberg), Thoma Maria Sippl (Neumarkt, je 60 Jahre) und Martha Walter (Altenhofen, 40 Jahre).



Foto: Renate Seitz

Rosenworkshop spricht alle Sinne an

Heuer werden Pfarrei und Kirche St. Elisabeth in Postbauer-Heng 50 Jahre alt. In Anlehnung an die Legende vom Rosenwunder der heiligen Elisabeth hat die Pfarrei für ihr Jubiläum das Motto „Mehr als Brot und Rosen“ gewählt. Einen im wahrsten Sinne „duften“ Abend verbrachten jetzt 16 Frauen auf Einladung der Pfarrei. Sie bewunderten nicht nur die Rosen vor der Kirche, sondern stellten selbst Rosenseife her. Es gab auch eine kleine Meditation und feine Köstlichkeiten rund um die Rose.



Foto: Julia Loy

Vernetzung im Kollegenkreis

Mit neuen Impulsen kamen die Eichstätter Delegierten des Berufsverbands der Pfarrsekretärinnen und -sekretäre (BVPS), Carola Müller und Julia Loy, vom BVPS-Bundestreffen in Würzburg zurück. Aus 13 Diözesen waren 33 Teilnehmende (siehe Abb.) angereist. Neben Schulungen, etwa zur E-Akte, war der Austausch wichtiger Bestandteil des Treffens. Immer wieder erfährt man Neues, das man daheim umsetzen könne, so Loys Fazit. Zum Programm gehörte auch eine Dombesichtigung mit Generalvikar Dr. Jürgen Vorndran, ein Gottesdienst mit Bischof Dr. Franz Jung und Kabarett mit Ines Procter. Das nächste Bundestreffen findet 2027 in Münster statt.

Offenheit statt Angst

Eichstätter nahmen am **katholischen Flüchtlingsgipfel** teil:
kirchliches Engagement weiterhin stark

EICHSTÄTT/MAINZ „Unter den Teilnehmenden beim neunten Katholischen Flüchtlingsgipfel in Mainz war auch Janka Böhm, Flüchtlingsbeauftragte des Bistums Eichstätt und Referentin für Integrationsdienste beim Malteser-Hilfsdienst. Bei dem Treffen, das der Sonderbeauftragte für Flüchtlingsfragen der Deutschen Bischofskonferenz, Erzbischof Dr. Stefan Heße (Hamburg) eröffnet hatte, konnte Böhm von ihren eigenen Erfahrungen und dem aktuellen Stand der Geflüchteten-Hilfe im Bistum Eichstätt berichten.

Dass das diesjährige Thema laute: „Flüchtlingsschutz in Gefahr?“, sei kein Zufall, meint Böhm, „denn sowohl Wissenschaftler als auch Praktiker nehmen eine gravierende gesellschaftliche Verschiebung nach rechts wahr. Angst und Ablehnung

prägen die öffentliche Stimmung, während Offenheit und Engagement vor Ort nach wie vor stark bleiben“. Auch im Bistum Eichstätt, so ihre Erfahrung, engagierten sich nach wie vor Hunderte von Einzelpersonen und mehrere Helferkreisen für geflüchtete Menschen. Sie unterstützten bei der Arbeits- oder Wohnungssuche, beim Ausfüllen von Formularen, beim Erlernen der deutschen Sprache oder bei der Nachhilfe. Darüber hinaus organisierten sie offene Treffs, Ausflüge und vieles mehr.“

Im Jahr 2024 engagierten sich nach Auskunft des Malteser-Hilfsdiensts im Bistum Eichstätt insgesamt rund 66 Hauptamtliche und 800 Ehrenamtliche in der Unterstützung von Geflüchteten und erreichten insgesamt etwa 10.000 Personen mit Fluchterfahrung (vb/gg)



[inne]halten

Geben Sie bei der Bestellung das Stichwort „**Leser werben Leser**“ an sowie die Adresse des Werbers (Kd.) und der Werber erhält 10,00 € als Dankeschön für die Empfehlung.

Weitere Angebote finden Sie unter **innehalten.de/abo** oder Sie scannen einfach den QR-Code!



Fünfmal gemeinsam unterwegs

Pilgerreihe zum Heiligen Jahr bringt den ganzen Pfarrverband Herrieden-Aurach auf die Beine

HERRIEDEN „Fü(h)r mich“ – so lautet eine Gottesdienstreihe mit neuer geistlicher Musik und gedanklichen Anstößen, die eine Gruppe von Frauen vor einigen Jahren im Pfarrverband Herrieden-Aurach ins Leben gerufen hat. Dass dieses Team jetzt auch hinter einem speziellen Angebot im Heiligen Jahr steht, verrät schon der Titel dieser Reihe: „Pilgern fü(h)r mich!“. Insgesamt sechsmal sind alle Interessierten eingeladen, analog zum Heiligjahr-Motto vor ihrer eigenen Haustür zu Pilgerinnen und Pilgern der Hoffnung zu werden.

„Wir haben sehr schöne Wege hier in unserem Pfarrverband“, stellt die Herrieder Pfarrsekretärin und „Fü(h)r mich“-Mitbegründerin Susanne Brunner fest. Bewusst wurden alle Pfarreien bei der Vorbereitung eingebunden, Pfarrgemeinderatsmitglieder sind bei den Pilgertouren als Begleiterinnen und Begleiter dabei.

BIBEL- UND SONNENGESANGSWEG

Die kürzeste Tour des monatlichen Angebots, das bis Oktober dauert und immer freitags oder samstags stattfindet, gab es gleich zum Auftakt Anfang Juni: Vom Kräuterlehrgarten Elbersroth ging es zur nahegelegenen Pfarrkirche St. Jakobus der Ältere, wo die Gruppe mit Kaplan Armin Drechsler einen Abendgottesdienst feierte, ehe es

zurück zum Kräuterlehrgarten ging. Im Juli heißt es in der Pfarrei Neunstetten: „Rund um den Burgerwald“. Der Weg ist mehr als sieben Kilometer lang, führt über Streuobstwiesen, Fischweiher und eine Marienkapelle. Der 2007 angelegte Bibelweg Neues auf dem Gebiet der Pfarrei Rauenzell steht im August auf dem Programm, auf dem Sonnengesang-Besinnungsweg geht es im Oktober mit den Pfarreien Aurach und Weinberg. Gut ins Programm fügt sich die Sternwallfahrt des gesamten Pfarrverbands Herrieden ein, die Ende September ohnehin im Rahmen des Heiligen Jahres geplant ist.

AUFKLEBER FÜRS PILGERHEFT

Unterwegs gibt es besinnliche Stationen, aber auch eine Trink- und Vesperpause, verrät Brunner. Was neben Proviant, Sitzunterlage und Regenjacke unbedingt in den Rucksack gehört, ist das kleine Pilgerheft. So wie Jakobspilger auf ihrem Weg Stempel sammeln, so gibt es bei den fünf Touren im Pfarrverband Herrieden jeweils kleine Aufkleber. Die Initiatorinnen haben sie mithilfe der Vorlagen erstellt, die die Öffentlichkeitsarbeit des Bistums auf der Heiligjahr-Homepage unter <https://heiligesjahr2025.bistum-eichstaett.de/start/> bereithält. So wird der Flyer zu einer Erinnerung weit über das Heilige Jahr hinaus. (gg)



Foto: Barbara Niederauer



Foto: Barbara Niederauer

Am Ziel gibt es jedes Mal einen Heiligjahr-Aufkleber fürs Pilgerheft (Abb. o.). Die erste Tour startete am Kräuterlehrgarten in Elbersroth (Abb. u.), vier weitere sind bis Herbst geplant.



Foto: Katrin Straßer

Malteser am Festivalgelände

EICHSTÄTT 80 Aktive der Malteser waren beim „Open Air am Berg“ bei Eichstätt im Einsatz. Rund um die Uhr besetzt war die Sanitätsstation, wo auch die „Aktion Bayerische Knochenmarkspende“ mit Typisierungsaktion zu finden war. Seelischen Beistand bot das Awareness-Team (siehe Abb.) mit Lena Thiermann (Malteser-Diözesankoordinatorin Pastoral), ihrem Ehemann und Studierenden.

Brot und Segen

Alle aßen und wurden satt. (Lk 9,17)

Der mit mir
Brot teilt
Sorgen und Schmerzen
sei
mein Trost
meine Hoffnung und Kraft

Der mit mir
Brot teilt
Lachen und Weinen
sei
meine Freude
mein Lichtblick und Dank

Der mit mir
Brot teilt
Talente und Gaben
sei
mein Gefährte
meine Quelle und Ziel

// CHRISTINA NOE, GEISTLICHE
BEGLEITUNG UND EXERZITIEN



„Ein Bild – ein Wort – ein Mensch,
der dahintersteht“, finden Sie
jede Woche auf www.bistum-eichstaett.de/geistlicher-impuls

Der heilige Martin und ein Mord

Im neuen Krimi des Theologieprofessors Georg Langenhorst wird eine katholische Kita zum Tatort

Heimtückisch erschlagen von einer schweren Bronzestatue des heiligen Martin samt seinem Pferd – so findet der katholische Pfarrer der fiktiven Bischofsstadt Friedensberg mitten in der Nacht die Leiterin des dortigen Kindergartens in ihrem Büro. Als das gegensätzliche und selbstbewusste Ermittler-Duo Bernd Kellert und Hannah Mellich den rätselhaften Mordfall aufzuklären versucht, stoßen der 60-jährige Kriminalkommissar und seine 35-jährige Kollegin auf Spannungen, Geheimnisse, Intrigen, Krisen, Konflikte und



Foto: Echter Verlag

eine heimliche Liebesbeziehung.

Georg Langenhorst, der in Wendelstein bei Nürnberg lebt und als Professor für Pastoraltheologie an der Universität Augsburg arbeitet, ist die Lebenswelt von Kirche und Religion äußerst vertraut – was der Handlung Authentizität verleiht, ohne dass sie allzu stereotypenlastig wird.

Nahezu kein Ort war in Langenhorsts bisher sieben Kriminalfällen, die er in den vergangenen zehn Jahren vorlegte, sicher. So gab es schon Morde auf der Orgel eines Doms, in einem Priesterseminar, an einem Gymnasium oder in einer Seniorenresidenz.

Im neuesten Roman seiner kurzweiligen und spannenden Millieukrimi-Reihe fängt der Autor mit scharfsinnigem Blick ein, wie Interessen von Trägern, Eltern, Kindern und Mitarbeitenden in Kindertagesstätten mitunter aufeinander

prallen. Doch nicht immer ist alles, wie es scheint. Wer bei der Lektüre den Ermittelnden auf Schritt und Tritt folgt, wird mitunter selbst von den Irrungen und Wirrungen des Lebens überrascht.

// HEINRIKE PAULUS

Georg Langenhorst: *Tote Erzieherin – Gute Erzieherin. Mord in der Kita*; Echter Verlag, Würzburg 2025, Paperback, 288 S., 16,90 Euro, ISBN: 973-3-429-06764-9.

„Vertrauensvolles Miteinander“

Gregor Maria Hanke gibt nach gut 18 Jahren das Bischofsamt in Eichstätt ab. **Vertreter der Kirche und der katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt danken ihm für sein Engagement.**

»Engagierter Seelsorger im Dienst des Evangeliums«

Nach dem überraschenden Rücktritt des bisherigen Eichstätter Bischofs Gregor Maria Hanke (70) haben ihm zahlreiche Kirchenleute für sein Wirken gedankt. Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Bischof Georg Bätzing, hob besonders dessen Engagement in der Kommission für Ehe und Familie und der Kommission für Wissenschaft und Kultur der Deutschen Bischofskonferenz hervor sowie im weltkirchlichen Bereich.

Kardinal Reinhard Marx würdigte Hanke als „engagierten Seelsorger im Dienst des Evangeliums“. Der Einsatz für Ökologie und Nachhaltigkeit sowie die Anliegen der Landwirtschaft seien für Hanke schon in seiner Zeit als Abt der Abtei Plankstetten Herzensangelegenheiten gewesen, fügte der Münchner Erzbischof hinzu.

Der Würzburger Bischof Franz Jung erklärte, er wünsche Hanke „den Trost und die Kraft des Heiligen Geistes, der ihn bei seinen nächsten Schritten begleiten möge“. Wie aus der Mitteilung des Bistums hervorgeht, dankte er ihm zudem für „seinen bischöflichen Dienst und unser vertrauensvolles Miteinander in der Metropole und der Freisinger Bischofskonferenz“. In der Freisinger Bischofskonferenz beraten sich die Bischöfe der sieben bayerischen Bistümer. Eine Metropole ist eine Kirchenprovinz, zu der mehrere Bistümer gehören.

Auch der Passauer Bischof Stefan Oster dankte Hanke für seinen „treuen Dienst in der Kirche“. „Ich habe immer gespürt, dass Du aus den geistlichen Quellen lebst und leben willst, dass Du ein authentisches Anliegen der geistlichen Erneuerung unserer Kirche hast. Menschen zu Christus führen, das hast Du immer als Kern dieses Anliegens gesehen“, schrieb Oster auf Instagram. „Dein großes Engagement für die Bewahrung der Schöpfung kommt auch aus dieser geistlichen Sicht, weil es der Herr selbst ist, der uns diesen wunderbaren Planeten anvertraut hat.“

Der katholische Stadtdekan von Nürnberg, Andreas Lurz, sagte: „18 Jahre war Gregor Maria Hanke



Gregor Maria Hanke – hier anlässlich einer Seligsprechung 2022 in Ellwangen – hört als Bischof von Eichstätt auf.

Bischof von Eichstätt. In diesen Jahren hat er das Leben der Stadtkirche begleitet, auch im Wissen um die Herausforderungen einer Großstadt, die durch eine Bistumsgrenze geteilt ist.“ Denn der Norden von Nürnberg gehört zum Erzbistum Bamberg, der Süden hingegen zum Bistum Eichstätt. In persönlichen Begegnungen habe er Hanke als einen Menschen mit ehrlichem Interesse an seinem Gegenüber erlebt, so Lurz weiter.

Fürsprecher der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt

Die Präsidentin der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt, Gabriele Gien, dankte Hanke für seinen Einsatz für die Hochschule. Er habe immer ein offenes Ohr für die Anliegen der Einrichtung gehabt, habe sich als deren Fürsprecher verstanden und ihr auch mit Rat und Tat zur Seite gestanden, so Gien. Auch das gemeinsame Anliegen der Nachhaltigkeit an der Uni und im Bistum Eichstätt hob sie hervor.

Am Pfingstsonntag hatten der Vatikan und das Bistum Eichstätt den Rücktritt Hanks auf dessen Wunsch bekanntgegeben. Der Benediktiner will sich in Zukunft als einfacher Ordensmann wieder mehr auf die Seelsorge konzentrieren. Dompropst Alfred Rottler (68) führt das Bistum nun kommissarisch als Diözesanadministrator bis zur Ernennung eines neuen Bischofs durch den Papst. (kna/ih)

Friede und Versöhnung

Die Heilig-Geist-Kraft verbindet über Trennungen und Spaltungen hinweg.

Die Eichstätter Pastoraltheologin Katharina Karl möchte deshalb von diesem Pfingstgeist gern etwas mitnehmen – in Momente, in denen es sich zu positionieren gilt.

Das Pfingstfest ist schon wieder einige Zeit her. Die wunderbare Unterbrechung im Sommer war wie immer viel zu schnell vorbei. Ich möchte gerne etwas mitnehmen, einfangen und erhalten von dem, was wir den Pfingstgeist nennen. Diese Vision, dass Menschen einander näherkommen, dass alle ihn (oder sie) in ihrer Sprache verstehen können: „Jeder hörte sie in seiner Sprache reden“ (Apg 2,6). So häufig erlebe ich das Gegenteil. Wenn eine Gruppe Studierender im Protest gegen das Elend der Menschen im Gazastreifen auf die Straße geht, bleiben die wenigsten stehen, niemand will das Verstörende hören. Wenn im Arbeitsalltag so viele Interessen gegeneinanderstehen, bleibt Wahrhaftigkeit so manchmal auf der Strecke. Der Weg zu den anderen ist manchmal weit, einfacher ist der Austausch mit denen, die (im übertragenen oder wörtlichen Sinn) die gleiche Sprache sprechen.

Menschen brauchen einen sicheren Hafen, die Zugehörigkeit zu Gruppen, um Identität auszubilden und zu festigen – gerade in einer Welt, in der alles im Fluss zu sein scheint. Nicht selten entstehen „closed circles“; die Milieus, in denen wir leben, sind wenig durchlässig. Dies lässt sich verstärkt auch im religiösen Bereich beobachten.

Verständigung ist im Heiligen Geist möglich

In den Erzählungen der Bibel finden sich ähnliche Geschichten, wie die junge Christenheit, aber auch viel früher das Volk Israel, Identität in Abgrenzung sichert. Das Pfingstereignis, wie es die Apostelgeschichte beschreibt, ist hier ein spannender Kontrapunkt. Hier werden Horizonte geweitet und überschritten: Verständigung über ethische, kulturelle und sprachliche Grenzen hinweg ist im Heiligen Geist möglich. Die Botschaft kann ankommen, das Verbindende scheint sich in diesem Moment zumindest durchzusetzen.

Über Zeiten und Kulturen hinweg hat das Christentum ein Potenzial inne, für Friede und Versöhnung einzustehen, man denke



etwa an die Montagsdemonstrationen vor der Wiedervereinigung Deutschlands. Die Erwartungen an die Vermittlung in den aktuellen gegenwärtigen Konflikten zeigen, dass dies sogar für eine zunehmend säkulare Gesellschaft gilt.

Nicht zu verschweigen ist natürlich, dass auch das Gegenteil der Fall ist: Religionen, mit ihnen das Christentum, haben im Namen Gottes immer wieder Gewalt verübt. Religiöse Gruppierungen begründen durch ihren Glauben damals wie heute die Ausgrenzung und Abwertung anderer.

Doch die Pfingstbotschaft stellt etwas anderes in den Mittelpunkt: Die Heilig-Geist-Kraft gilt allen, die in Jerusalem zusammengekommen sind, verbindet über Trennungen und Spaltungen hinweg. An dieser Traditionslinie festzuhalten bedeutet, einander nicht mit Dominanz zu begegnen und das Gewaltsame des Sakralen aufzulösen, wie es der italienische Philosoph und Politiker Gianni Vattimo (1936–2023) ausgedrückt hat. Dieser Gedanke kann ein Impuls sein, gegen die Trennungen in meiner Welt anzugehen – in den persönlichen Beziehungen, in der Arbeit, in den Momenten, wo es sich zu positionieren gilt.

„Jeder hörte sie in seiner Sprache reden“, heißt es in der Apostelgeschichte nach dem Pfingstereignis – hier ein Ausschnitt aus einer Darstellung des flämischen Malers Otto van Veen (1556–1629)



Foto: Kiderle

ZUR PERSON

Katharina Karl ist Professorin für Pastoraltheologie an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt.

Jeremia hat mich vorangetrieben

Lebenswege sind krumm – davon ist **Jürgen Jeremia Lechelt** überzeugt. Der evangelische **Diakon** engagiert sich gleichzeitig in einer evangelischen wie auch in einer katholischen **Laienbewegung**.

Von Wolfgang Maas

Jürgen Jeremia Lechelt ist so ein Mensch, der in sich zu ruhen scheint – und bei dem man selbst zur Ruhe kommt. Heute, mit 66 Jahren, schaut der gebürtig aus Düren stammende Lechelt auf ein Leben voller Veränderungen und auch auf eine langjährige spirituelle Suche. „Rückblickend kann ich sagen: Das passt alles so, wie es gekommen ist.“

Aber wie ist denn nun die korrekte Ansprache eines Mannes, der sowohl im katholischen wie auch im evangelischen Dritten Orden der Franziskaner zu Hause ist? Herr Lechelt oder Bruder Jeremia? „Jürgen ist mein Taufname. Jeremia ist mir vor die Füße gefallen“, sagt er. Das war bei seiner Einsegnung zum evangelischen Diakon. Die Firmung und Weihe nach römischem Ritus, wie sie in seiner evangelischen Gemeinschaft auch praktiziert wird, folgte 30 Jahre später.

Ein Satz aus dem Buch des Propheten Jeremia hat Lechelt besonders geprägt: „Sag nicht: Ich bin zu jung. Sondern du sollst gehen, wohin ich dich sende.“ Diese Aufforderung Gottes an Jeremia hat er sich zu eigen gemacht. „Siehe, ich setze dich heute über Völker und Königreiche, dass du ausreißen und einreißen, zerstören und verderben sollst und bauen und pflanzen“, heißt es bei Jeremia weiter. „Das ist ein sehr kritischer Zeitgeist, der mich immer

begleitet“, sagt Lechelt. Er zitiert diese Stellen gerne. Seit 1979 fühle er sich dem Propheten Jeremia nahe – auch im Alltag: „Jeremia hat mich vorangetrieben, ist vor mir hergelaufen, hat mich getragen – über mir, vor mir, neben mir, an meiner Seite.“

Ökumene ist ihm wichtig

Auch ökumenisches Denken hat Lechelt von Anfang an auf seinem Lebensweg begleitet. Evangelisch getauft

wurde er an Maria Lichtmess, einem – wie er sagt – katholischen Tag. Später hatte er „einen genialen Konfirmator, also der Pfarrer, der mich konfirmiert hat. Mein Schuldirektor in der Realschule war Presbyter in der Gemeinde und ich hatte einen guten Religionslehrer. Die drei haben mir gesagt, ich solle Diakon werden.“

Das tat Lechelt dann auch, machte seine Ausbildung an der Duisburger Diakonenanstalt, heute Theodor Fliedner Stiftung, in Mülheim an der Ruhr. Dann schloss er sich dem evan-

gelischen Dritten Orden der Franziskaner an.

Ein evangelischer Orden? Das mag so manchem Katholiken fremd vorkommen. Doch auch bei den Protestanten gibt es vielfältige Angebote, um in spirituellen Gemeinschaften zu leben. „Ursprünglich haben die

Rückblickend
kann ich sagen:
Das passt alles so, wie
es gekommen ist.

Jürgen Jeremia Lechelt in
der Dortmunder
Franziskanerkirche

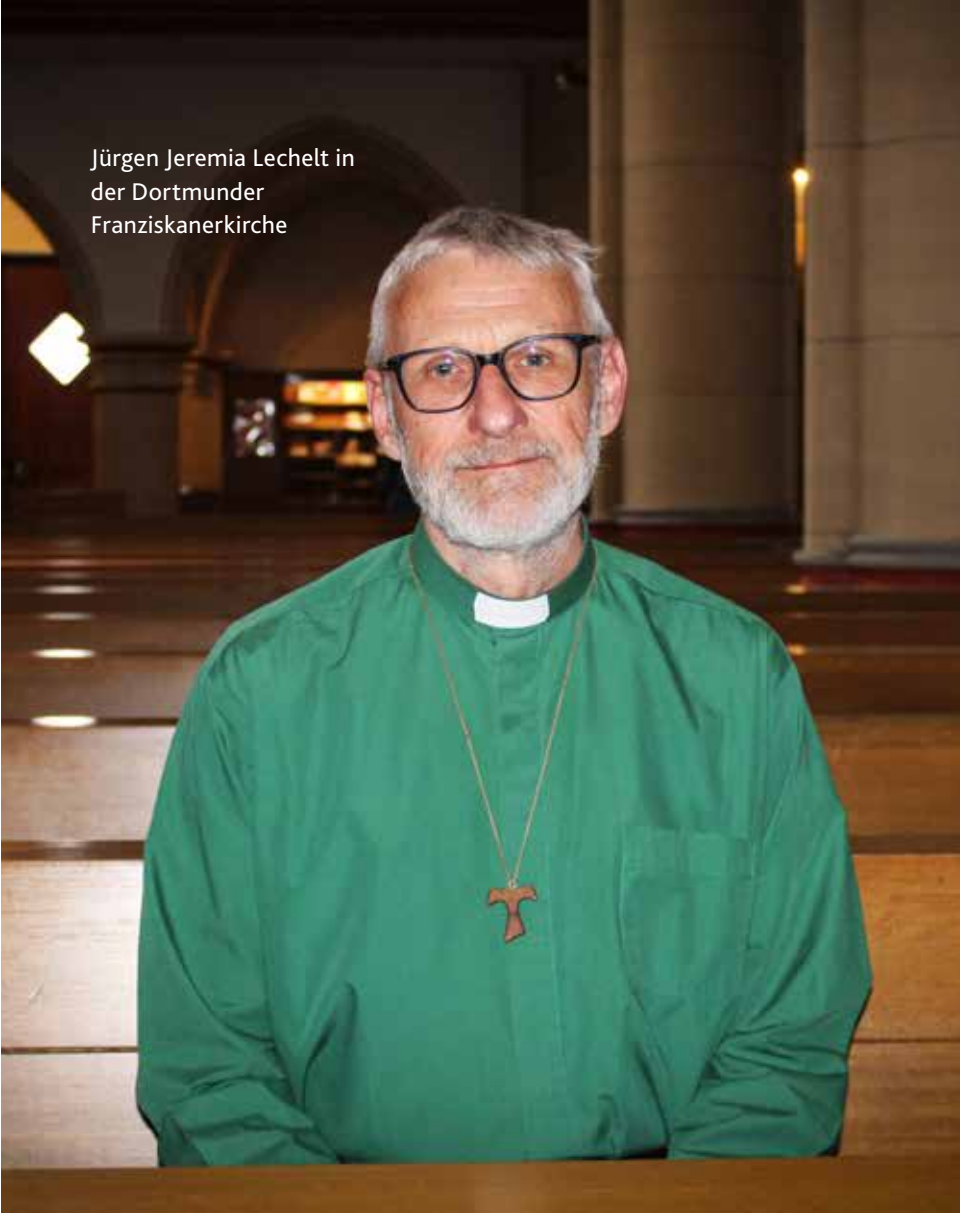


Foto: Wolfgang Maas

in beiden Orden Mitglied zu sein. Und auch Ökumene funktioniert ohne Schwierigkeiten – zumindest auf Gemeindeebene, wo man sich auf Augenhöhe begegnet. Kompliziert werde es erst, wenn die Kirchenlehre ins Spiel komme.

Energie und Ideen

Seit 2019 engagiert er sich in der katholischen Gemeinde St. Franziskus in Dortmund. „Wir wollen als Orden mehr in die Gemeinde gehen.“ Ein Beispiel dafür war ein Wochenende im vergangenen Mai, das ganz im Zeichen von „800 Jahre Sonnengesang“ stand. Am Samstag haben sich Messdienerinnen und Messdiener an neun Stationen mit dem zentralen Werk des Franz von Assisi vertraut gemacht. Das Hochamt

Hugenotten in Frankreich einen Ansatz unternommen, sich franziskanisch zu orientieren“, erklärt Lechelt am Beispiel der Franziskaner. 1927 wurde daraus ein eigener weltlich orientierter Orden, der heute „eine kleine Gruppe ist. Das Zentrum ist Berlin“.

Doch damit war der Diakon noch nicht am Ziel. „Da ich aus der reformierten-unierten Gemeinde komme, die wenig Spiritualität kennt, habe ich lange gesucht und bin Ende 1997 über eine Osternachtsmesse in Münster zur evangelischen Hochkirche gekommen“, sagt Lechelt. In dieser protestantischen Bewegung ist der ökumenische Gedanke sehr wichtig, der auch für Lechelt eine immer größere Rolle spielte.

Inzwischen wohnte er im Ruhrgebiet und sah sich nach einer neuen geistlichen Heimat um. Über Frank Lutzka, den Sprecher und Vorsteher des Dritten Ordens der Franziskaner (OFS) in Dortmund, hat er die dortige franziskanische Gemeinschaft kennengelernt. Er entschied, Mitglied bei den Franziskanern zu werden, und durchlief das übliche Verfahren.

Das ist so einfach möglich? „Ja“, sagt Lechelt. „Bei den evangelischen Franziskaner-Tertiären war es immer möglich, auch katholische oder orthodoxe Christen aufzunehmen. Wir haben da eine relative Offenheit. Und beim OFS, der katholischen Seite, sind 1995 die Statuten geändert worden.“ Deshalb sei es kein Problem,

am Sonntag gestalteten sie dann mit, gaben ihr neues Wissen weiter an die Gläubigen. Eine gelungene Aktion sei das gewesen, nicht die letzte dieser Art, sagt Lechelt.

Inzwischen ist Jürgen Jeremia Lechelt sesshaft geworden. Mit seiner zweiten Frau, die ihn auf den franziskanischen Spuren begleitet, lebt er in Witten. Davor sei er bestimmt 18 Mal umgezogen, vor allem wegen der Arbeit. Energie habe er noch immer, auch neue Ideen. Doch da gibt es auch noch andere Gedanken. „Die Frage, die mich im Alter beschäftigt, ist: Was bleibt von einem? Was lässt man zurück und was nimmt man auch mit?“

Und auch das Abschiednehmen ist ein Thema. „Ich mache gerne Beerdigungen. Man kann noch viele Menschen begleiten und ihnen etwas auf den Weg mitgeben, auch Hoffnung. Die Zeit zwischen dem Geborenwerden und dem Sterben müssen ist uns eine geschenkte Zeit, die wir sinnvoll nutzen sollen. Es ist eine Gott geschenkte Zeit. Am Ende ist nicht das Ende von allem, sondern es ist der Schritt in ein neues Leben bei Gott.“ ●

ZUR PERSON

Jürgen Jeremia Lechelt (66) stammt aus Düren und ist evangelischer Diakon, Krankenpfleger, Erzieher und Suchtkrankenhelfer. Er arbeitete unter anderem an der Uniklinik in Bonn und beim Diakonischen Werk in Neuss, und er war Heimleiter in Bethel, Münster und Bielefeld, Berufsschuldiakon und Diakon mit pastoralem Dienstauftrag in Bochum.



12. Sonntag im Jahreskreis

PSALM NACH DER ERSTEN LESUNG

Ps 63,2.3–4.5–6.8–9

MEINE SEELE DÜRSTET
NACH DIR, MEIN GOTT

Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht männlich und weiblich; ihr alle seid einer in Christus Jesus

EVANGELIUM

In jener Zeit betete Jesus für sich allein und die Jünger waren bei ihm. Da fragte er sie: Für wen halten mich die Leute? Sie antworteten: Einige für Johannes den Täufer, andere für Elíja; wieder andere sagen: Einer der alten Propheten ist auferstanden.

Da sagte er zu ihnen: Ihr aber, für wen haltet ihr mich? Petrus antwortete: Für den Christus Gottes. Doch er befahl ihnen und wies sie an, es niemandem zu sagen.

Und er sagte: Der Menschensohn muss vieles erleiden und von den Ältesten, den Hohepriestern und den Schriftgelehrten verworfen werden; er muss getötet und am dritten Tage auferweckt werden.

Zu allen sagte er: Wenn einer hinter mir hergehen will, verleugne er sich selbst, nehme täglich sein Kreuz auf sich und folge mir nach. Denn wer sein Leben retten will, wird es verlieren; wer aber sein Leben um meinetwillen verliert, der wird es retten.

// LUKASEVANGELIUM 9,18–24

ERSTE LESUNG

So spricht der Herr: Über das Haus David und über die Einwohner Jerusalems werde ich einen Geist des Mitleids und des flehentlichen Bittens ausgießen. Und sie werden auf mich blicken, auf ihn, den sie durchbohrt haben. Sie werden um ihn klagen, wie bei der Klage um den Einzigen; sie werden bitter um ihn weinen, wie man um den Erstgeborenen weint.

An jenem Tag wird die Klage in Jerusalem so groß sein wie die Klage um Hádad-Rímmon in der Ebene von Megíddo. An jenem Tag wird für das Haus David und für die Einwohner Jerusalems eine Quelle entspringen gegen Sünde und Unreinheit.

// SACHARJA 12,10–11; 13,1

ZWEITE LESUNG

Ihr alle seid durch den Glauben Söhne Gottes in Christus Jesus. Denn ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus angezogen.

Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht männlich und weiblich; denn ihr alle seid einer in Christus Jesus. Wenn ihr aber Christus gehört, dann seid ihr Abrahams Nachkommen, Erben gemäß der Verheißung.

// GALATERBRIEF 3,26–29

BIBELTEXTE FÜR DIE WOCHE

Mo. 23. Juni: Gen 12,1–9; Mt 7,1–5 | **Di. 24. Juni (Hochfest Johannes der Täufer):** Jes 49,1–6; Apg 13,16.22–26; Lk 1,57–66.80 | **Mi. 25. Juni:** Gen 15,1–12.17–18; Mt 7,15–20 | **Do. 26. Juni:** Gen 16,1–12.15–16; Mt 7,21–29 | **Fr. 27. Juni (Herz-Jesu-Fest):** Ez 34,11–16; Röm 5,5b–11; Lk 15,3–7 | **Sa. 28. Juni:** Jes 61,9–11; Lk 2,41–51

Schön wär's!

In der Kirche sind **alle willkommen**. Das macht **Paulus** den ersten Gemeinden klar. Doch wirklich verstanden haben das die Christen bis heute nicht, sagt Pastoralsoziologe **Michael Ebertz**. In vielen Gemeinden gibt es **Barrieren**, die Gläubige ausschließen.

Von Kerstin Ostendorf

Was an diesem Sonntag in den Gottesdiensten gelesen wird, kommt für Michael Ebertz einer Revolution gleich. „Ihr alle seid durch den Glauben Söhne Gottes in Christus Jesus“, heißt es da in dem Brief an die Galater. „Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht männlich und weiblich, denn ihr alle seid einer in Christus Jesus“, schreibt der Apostel Paulus weiter. Der Freiburger Religionssoziologe Ebertz sagt: „Diese Position ist dramatisch. Das kann ich gar nicht anders ausdrücken – und das sollten sich Christinnen und Christen immer wieder vor Augen führen.“

Ihm ist es wichtig, den Galaterbrief so zu lesen, dass der geschichtliche und kulturelle Hintergrund der Menschen damals deutlich wird. Nur dann könne man Paulus' umstürzende Worte wirklich verstehen. Die Galater waren

vermutlich eine Gruppe von Gemeinden auf dem Gebiet der heutigen Türkei. Exegeten gehen davon aus, dass der Brief an diese Gemeinden in der Mitte des ersten Jahrhunderts nach Christus geschrieben wurde. Wie in der Apostelgeschichte sind auch im Galaterbrief zwei Gruppen gemeint: jene Apostel und frühen Christen, die darauf beharrten, dass ein Christ zunächst Jude werden müsse – und jene, die einen direkten Zugang zum Christentum forderten. Dazu gehörte Paulus.

„Wir fühlten uns nicht willkommen heißen“

„Es geht in diesem Brief um Mitgliedschaftsregeln“, sagt Ebertz. Wer gehört dazu? Was muss erfüllt sein, damit jemand Christ ist? „Die Taufe war gesetzt. Aber was sonst noch? Müssen die Männer sich beschneiden lassen? Müssen sich alle an die jüdischen Speisegesetze halten oder an den jüdischen Festkalender?“, sagt er.

Paulus etabliert im Brief an die Galater eine neue Regel. „Die alten Unterscheidungen von Jude und Nicht-Jude sollten die frühen Christen hinter sich lassen“, sagt Ebertz. Es zählte nicht die Herkunft, die Religion,

der soziale Status oder das Geschlecht. „All das ist nicht länger ausschlaggebend. Die neue Mitgliedschaftsregel setzt allein auf den neuen Glauben. Das ist der entscheidende Punkt.“

Hat Paulus sich mit seiner Regel durchgesetzt? „Ja, wenn wir uns die Geschichte des Christentums anschauen“, sagt der Religionssoziologe. Es haben sich immer mehr christliche Gemeinden gebildet, die sich zunehmend weniger am Judentum orientierten. „Und kein Christ wird heute daran gemessen, ob er den jüdischen Festkalender kennt oder sich koscher ernährt.“ Aber: „Aus meiner Sicht hat Paulus sich nicht mit seinem alternativlosen Bezug auf den Glauben an Jesus Christus durchgesetzt.“

Also zählt nicht allein der Glaube? Sind wir in unseren Pfarreien nicht alle eins, und jeder, der glaubt, ist dort willkommen? Nein, sagt Ebertz. Er selbst hat es erlebt, als er vor Jahren mit seiner Frau an den Bodensee zog und dort Anschluss in einer Gemeinde suchte. „Da wurden Leute für die Jugendarbeit gesucht. Wir waren Anfang 20 und hatten Erfahrung aus unserer Heimatgemeinde“, sagt Ebertz. Doch die Menschen in der Gemeinde reagierten verhalten. „Sie haben uns nicht weggeschickt, aber wir fühlten uns auch nicht willkommen heißen“, sagt Ebertz. „Die stillschweigende Regel



ZUR PERSON

Michael Ebertz war Professor an der Katholischen Hochschule Freiburg. Er ist Autor zahlreicher Arbeiten zur Pastoralsoziologie und Religionssoziologie.



Die
Kirche
ist
offen

Die Kirche ist zum Besuch geöffnet. Doch was, wenn man bleiben und sich engagieren will? Wird die Gemeinde einen aufnehmen?

Foto: imago/Klaus Martin Höfer

dort war: Hier darf nur mitmachen, wer in Konstanz geboren ist.“ Erst als sich herausstellte, dass das Ehepaar und der Ortspfarrer einen gemeinsamen Bekannten hatten, durften sie ehrenamtlich tätig werden.

„Sie wissen, dass das nicht ganz so ernst genommen wird“

„Um diese Gemeinde gab es zwei Barrieren“, sagt Ebertz. „Die Herkunftsbarriere: Seid ihr hier am Ort aufgewachsen oder nicht? Und die Vertrauensbarriere: Was seid ihr für Typen und können wir euch trauen?“ Nach Paulus' Idee hätte das keine Rolle spielen dürfen. „Unser Glaube, unsere Kirchengemeinschaft und unser Engagement hätten reichen müssen. Aber das war nicht gefragt“, sagt Ebertz.

Auch in seiner aktuellen Kirchengemeinde spürt er immer wieder enge Grenzen. „Ein bestimmter katholischer Verein ist dort sehr stark. Das sind alles Menschen, die sich großartig einbringen – aber eben vor allem mit praktischen Dingen“, sagt Ebertz. „Wenn jemand wie ich eher aus einem intel-

lektuell orientierten Milieu kommt und vor allem auf Praktiker trifft, dann wird man leicht zum Außenseiter.“

Was Paulus mit seinem Bezug auf den Glauben gesetzt hat, sei heute oft nur noch ein Ritual, sagt Ebertz. Eltern, selbst wenn sie kirchenfern seien, könnten etwa bei der Taufe ihres Kindes die Frage nach der christlichen Erziehung leicht mit Ja beantworten. „Sie wissen, dass das gefragt wird. Sie wissen aber auch, dass das nicht kontrolliert und nicht ganz so ernst genommen wird“, sagt Ebertz.

»Ich befürchte, das würde zu Ärger und Widerstand führen.«

Also hat Paulus' Idee sich doch nicht durchsetzen können? So ganz will Ebertz die Hoffnung nicht aufgeben. Er glaubt, es wäre an der Zeit, die aktiven Gemeindemitglieder auf die Barrieren, die sie aufgebaut haben, aufmerksam zu machen. Aber er sagt auch: „Ich befürchte, das würde zu Ärger und Widerstand führen. Wer will schon zugeben, dass seine Gemeinde sich auf bestimmte Milieus verengt hat? Das ist ja auch eine Beschämung, anzudeuten, dass die Aktiven gar nicht so christlich und offen sind, wie sie sich geben.“ ●

Täglich die Welt retten?

Vor einiger Zeit suchte ich eine Geburtstagskarte für eine sehr engagierte Bekannte. „Man muss nicht jeden Tag die Welt retten!“

– das passte haargenau! Und so ging diese Botschaft dann als mein Wunsch für sie auf die Reise.

Aber Jesus scheint das sogar noch zu toppen: „Wer sein Leben retten will, wird es verlieren“ – soll ich etwa nicht auf mich achten, vielleicht sogar leichtfertig Kopf und Kragen riskieren? Dazu will Jesus ganz sicher nicht einladen. Was aber meint er dann?

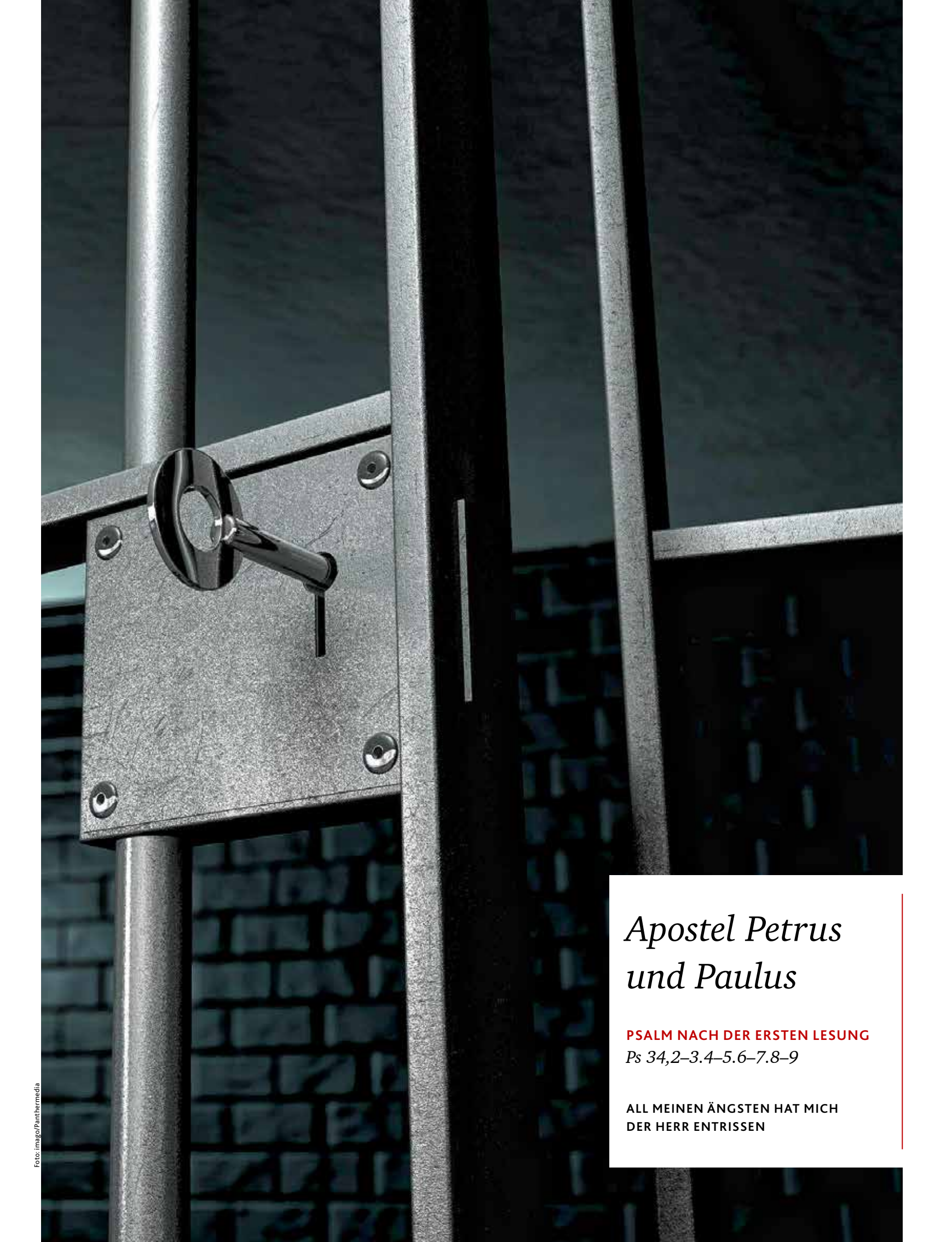
Wer so wie meine Bekannte sehr engagiert ist, alles richtig und gut machen will, der schießt manchmal über das Ziel hinaus. Oder Fehler passieren zum Beispiel oft dann, wenn etwas besonders schnell gehen soll. Auch das moderne Zeitmanagement hat das erkannt: „Wenn du es eilig hast, geh langsam!“, so weiß es der Titel eines entsprechenden Ratgebers. Denn wer schnell geht, stolpert und fällt hin oder verläuft sich möglicherweise.

Wer Jesus etwas zu übereifrig nachfolgt, vielleicht auch zu fixiert auf seine eigene Wichtigkeit und Mission ist, der wirkt eventuell nicht mehr ganz so überzeugend. Und wer ihm allein deshalb nachfolgt, um das eigene Leben zu retten oder für den Himmel Pluspunkte zu sammeln, dem kann es passieren, dass er gerade dadurch das Entscheidende verpasst.

Papst Johannes XXIII. wusste das. Sein Leitspruch hieß: „Giovanni, nimm dich nicht so wichtig!“ Denn wer mit Jesus unterwegs ist, ihm sein Leben anvertraut, der kann sich eigentlich mit aller Gelassenheit auf den Weg machen.

// ANDREA SCHWARZ
GEISTLICHE SCHRIFTSTELLERIN





Apostel Petrus und Paulus

PSALM NACH DER ERSTEN LESUNG

Ps 34,2–3.4–5.6–7.8–9

ALL MEINEN ÄNGSTEN HAT MICH
DER HERR ENTRISSEN

Petrus wurde also im Gefängnis bewacht. Die Gemeinde aber betete inständig für ihn

EVANGELIUM

In jener Zeit, als Jesus in das Gebiet von Cäsaréa Philippi kam, fragte er seine Jünger und sprach: Für wen halten die Menschen den Menschensohn?

Sie sagten: Die einen für Johannes den Täufer, andere für Elíja, wieder andere für Jeremía oder sonst einen Propheten. Da sagte er zu ihnen: Ihr aber, für wen haltet ihr mich?

Simon Petrus antwortete und sprach: Du bist der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes! Jesus antwortete und sagte zu ihm: Selig bist du, Simon Barjóna; denn nicht Fleisch und Blut haben dir das offenbart, sondern mein Vater im Himmel.

Ich aber sage dir: Du bist Petrus – der Fels – und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen und die Pforten der Unterwelt werden sie nicht überwältigen. Ich werde dir die Schlüssel des Himmelreichs geben; was du auf Erden binden wirst, das wird im Himmel gebunden sein, und was du auf Erden lösen wirst, das wird im Himmel gelöst sein.

// MATTHÄUSEVANGELIUM 16,13–19

ERSTE LESUNG

In jenen Tagen ließ der König Herodes einige aus der Gemeinde verhaften und misshandeln. Jakobus, den Bruder des Johannes, ließ er mit dem Schwert hinrichten. Als er sah, dass es den Juden gefiel, ließ er auch Petrus festnehmen. Das geschah in den Tagen der Ungesäuerten Brote.

Er nahm ihn also fest und warf ihn ins Gefängnis. Die Bewachung übertrug er vier Abteilungen von je vier Soldaten. Er beabsichtigte, ihn nach dem Paschafest dem Volk vorführen zu lassen. Petrus wurde also im Gefängnis bewacht. Die Gemeinde aber betete inständig für ihn zu Gott.

In der Nacht, ehe Herodes ihn vorführen lassen wollte, schlief Petrus, mit zwei Ketten gefesselt, zwischen zwei Soldaten; vor der Tür aber bewachten Posten den Kerker. Und siehe, ein Engel des Herrn trat hinzu und ein Licht strahlte in dem Raum. Er stieß Petrus in die Seite, weckte ihn und sagte: Schnell, steh auf! Da fielen die Ketten von seinen Händen. Der Engel aber sagte zu ihm: Gürtel dich und zieh deine Sandalen an! Er tat es. Und der Engel sagte zu ihm: Wirf deinen Mantel um und folge mir!

Und Petrus ging hinaus und folgte ihm, ohne zu wissen, dass es Wirklichkeit war, was durch den Engel geschah; es kam ihm vor, als habe er eine Vision. Sie gingen an der ersten und an der zweiten Wache vorbei

und kamen an das eiserne Tor, das in die Stadt führt; es öffnete sich ihnen von selbst. Sie traten hinaus und gingen eine Gasse weit; und sogleich verließ ihn der Engel.

Da kam Petrus zu sich und sagte: Nun weiß ich wahrhaftig, dass der Herr seinen Engel gesandt und mich der Hand des Herodes entrissen hat und alldem, was das Volk der Juden erwartet hat.

// APOSTELGESCHICHTE 12,1–11

ZWEITE LESUNG

Mein Sohn!

Ich werde schon geopfert und die Zeit meines Aufbruchs ist nahe. Ich habe den guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, die Treue bewahrt. Schon jetzt liegt für mich der Kranz der Gerechtigkeit bereit, den mir der Herr, der gerechte Richter, an jenem Tag geben wird, aber nicht nur mir, sondern allen, die sein Erscheinen ersehnen.

Der Herr stand mir zur Seite und gab mir Kraft, damit durch mich die Verkündigung vollendet wird und alle Völker sie hören; und so wurde ich dem Rachen des Löwen entrissen. Der Herr wird mich allem bösen Treiben entreißen und retten in sein himmlisches Reich. Ihm sei die Ehre in alle Ewigkeit. Amen.

// 2. BRIEF AN TIMOTHEUS 4,6–8.17–18

BIBELTEXTE FÜR DIE WOCHE

Mo. 30. Juni: Gen 18,16–33; Mt 8,18–22 | **Di. 1. Juli:** Gen 19,15–29; Mt 8,23–27 |

Mi. 2. Juli: Zef 3,14–18 o. Röm 12,9–16b; Lk 1,39–56 | **Do. 3. Juli:** Eph 2,19–22; Joh 20,24–29 |

Fr. 4. Juli: Gen 23,1–4.19; 24,1–8.62–67; Mt 9,9–13 | **Sa. 5. Juli:** Gen 27,1–5.15–29; Mt 9,14–17

Zwei Männer, zwei Wege

Ob es Petrus und Paulus wohl gefällt, dass sie einen **gemeinsamen Feiertag** haben? Schließlich könnten sie **unterschiedlicher** kaum sein. Zu Lebzeiten haben sie manches Scharmützel ausgetragen. Dass die Kirche ihrer dennoch zusammen gedenkt, bietet auch **Perspektiven für heute**.

Von Susanne Haverkamp

Der polnische Künstler Konrad Krzyżanowski hat sie perfekt eingefangen: die Verschiedenheit von Petrus und Paulus. Zwischen 1901 und 1903 ist das Gemälde des Expressionisten entstanden, das heute im Nationalmuseum in Warschau hängt. Viele andere Künstler haben die beiden anders porträtiert: Da sind sie oft kaum zu unterscheiden.

Dabei unterscheidet sie wirklich viel. Da ist Petrus, der einfache Fischer aus einem Dorf am See Gennesaret. Bildung wird er nicht viel gehabt haben, Sprachkenntnisse auch nicht. Dafür verstand er umso mehr vom Alltag. Er war verheiratet, schließlich heilt Jesus seine Schwiegermutter. Von Kindern ist nichts bekannt, aber unwahrscheinlich ist es nicht. Eher im Gegenteil.

Paulus ist ganz anders: Sohn einer wohlhabenden Familie, aufgewachsen in Tarsus, einer damals bedeutenden Handelsstadt in der heutigen Türkei. Ein in griechischer Kultur und Geschichte gebildeter Mann mit römischem Bürgerrecht, Latein konnte er bestimmt auch. Verheiratet war er nie, von Sexualität hielt er wenig.

Petrus – und so fängt es auch das Gemälde ein – muss ein Heißsporn gewesen sein. Wenn die Begeisterung ihn packte, konnte ihn nichts und niemand halten. Wenn die Angst ihn packte, auch nicht. Oder die Reue, die ihn – wie nach dem Verrat in der Nacht vor Jesu Tod – in bitterste Tränen ausbre-

chen ließ. Petrus handelte erst und überlegte dann. Und um seine Gedanken zu Papier zu bringen, dazu fehlte ihm vermutlich nicht nur das Interesse, sondern auch die Fähigkeit.

Und wieder ist Paulus das Gegenteil: ein Denker. Ein Gelehrter. Ein Schriftsteller. In bestem Griechisch verfasste er seine sieben überlieferten Briefe an diverse Gemeinden – viele andere mögen verschollen sein. Wenn Petrus ganz aus seinen Erlebnissen mit Jesus lebte, machte Paulus aus den Erzählungen ein System, eine Theologie. Sünde und Gnade, Gesetz und Erwählung, Kreuz und Erlösung – über all das philosophierte er in gedanklichen Höhenflügen, die zu durchdringen für Alltagschristen bis heute schwierig sind. Für Petrus war es das sicher auch.

Apostel gegen Quereinsteiger

Und dann ist da natürlich ihre Beziehung zu Jesus. Petrus war von Anfang an dabei. Er war Augenzeuge von Predigten und Wundern, hatte schon im Kreis der Apostel eine besondere Stellung inne. Jesus hatte ihn persönlich berufen und ihm später seine Bewegung anvertraut – so erzählt es an diesem Sonntag der Evangelist Matthäus.

Und Paulus? Der war ein Quereinsteiger. Er verfolgte unter seinem Geburtsnamen Saulus die ersten Christen mit roher



Gewalt; für die Steinigung des Stephanus soll er zum Beispiel verantwortlich gewesen sein, erzählt die Apostelgeschichte. Und dann, kurze Zeit später, kommt er an und erzählt von einer Bekehrung. Auch ihn habe Jesus persönlich berufen, sagt er, bei dieser Begegnung vor Damaskus. Er, Paulus, habe Jesus gesehen, sei also auch ein Augenzeuge, ein Apostel. Einer mit Leitungskompetenz, die er selbstbewusst einfordert. Und mit neuen Ideen, sehr seltsamen Ideen. Kein Wunder, dass sich die Begeisterung des Petrus in Grenzen hielt.

Petrus und Paulus – sie scheinen sich vor allem aus dem Weg gegangen zu sein. Zu unterschiedlich im Charakter, zu unterschiedlich im Denken. Doch dann gab es diesen einen Konflikt, der entscheidend werden sollte für die Zukunft des Christusb Glaubens. Entscheidend für die Entwick-



Petrus und Paulus.
Gemälde von Konrad
Krzyżanowski,
um 1902

nicht tun, das wäre nur ein Hindernis in der Mission, das sollte man klugerweise lassen.

Der Heilige Geist und wir

Im sogenannten Apostelkonzil, einer der wenigen Anlässe, zu denen Paulus nach Jerusalem reiste, wurde die Sache diskutiert und entschieden. Um das Jahr 48 herum muss das gewesen sein. In einem synodalen Prozess, mit Rede und Gegenrede und vor allem mit aufmerksamem Zuhören. Paulus und Barnabas sprachen, Petrus und Jakobus, und am Ende kam man „einmütig“ zu einer Entscheidung, einem Kompromiss – „die Apostel und die Ältesten zusammen mit der ganzen Gemeinde“, wie es heißt: „Der Heilige Geist und wir haben beschlossen, euch keine weiteren Lasten aufzulegen als diese notwendigen Dinge: Götzenopferfleisch, Blut, Ersticktes und Unzucht zu meiden.“ (Apostelgeschichte 15,28–29)

Freunde wurden Petrus und Paulus auch danach wohl nicht. Aber sie respektierten einander, weil sie wussten, dass sie sich auf verschiedenen Wegen für dieselbe christliche Sache engagieren. Darin sind sie ein Vorbild für heute in all den Diskussionen, was der wahre und rechte katholische Glaube ist und wie man ihn zu leben hat.

Und warum haben Peter und Paul nun ein und denselben Feiertag? Historisch ist der Grund klar: Der Gedenktag am 29. Juni geht auf die Überlieferung zurück, dass zur Zeit der Valerianischen Verfolgungen an diesem Tag in Rom die Reliquien der beiden Apostel in die Sebastian-Katakomben an der Via Appia übertragen wurden. Die älteste Feier dieses Gedenkens ist aus dem Jahr 354 belegt. Vielleicht ist der gemeinsame Tag aber auch ein Wink des Heiligen Geistes: dass sehr unterschiedliche Menschen mit sehr unterschiedlichen Meinungen trotzdem zusammengehören und für die Sache Jesu zusammenwirken können und müssen. Damals wie heute. ●

Gebet hat viele Facetten

Die Menschenrechtsorganisation Amnesty International bereitet jeden Monat „Briefe gegen das Vergessen“ vor, die an Regierungen auf der ganzen Welt verschickt werden können. Täglich werden Menschen weltweit festgenommen, gefoltert und getötet. Sie brauchen unseren Schutz, unsere Solidarität und unser Gebet.



Seit Jahrzehnten versende ich Protestbriefe als mein Gebet, ganz im Sinne der Lesung aus der Apostelgeschichte: „Die Gemeinde aber betete inständig für ihn zu Gott.“ Sie beteten für Petrus, der zu Unrecht im Gefängnis war.

Gebet hat viele Facetten. Wenn ich eine Kirche betrete, zünde ich immer wieder Vertrauenskerzen an für Bekannte, die mit einer schweren Krankheit unterwegs sind, und für so viele Menschen in Not. Wenn ich staunend in der Schöpfung verweile, so werden die Bäume, die Vögel und der Himmel zu meinem Gebet. Mit anderen auf einem öffentlichen Platz für den Frieden zu schweigen, stärkt mein Vertrauen, dass auch ein schweigendes Innehalten weltweit die Friedenskraft verstärkt. Im Gottesdienst für-bittend unser Mitgefühl auszudrücken, ist eine Kraftquelle.

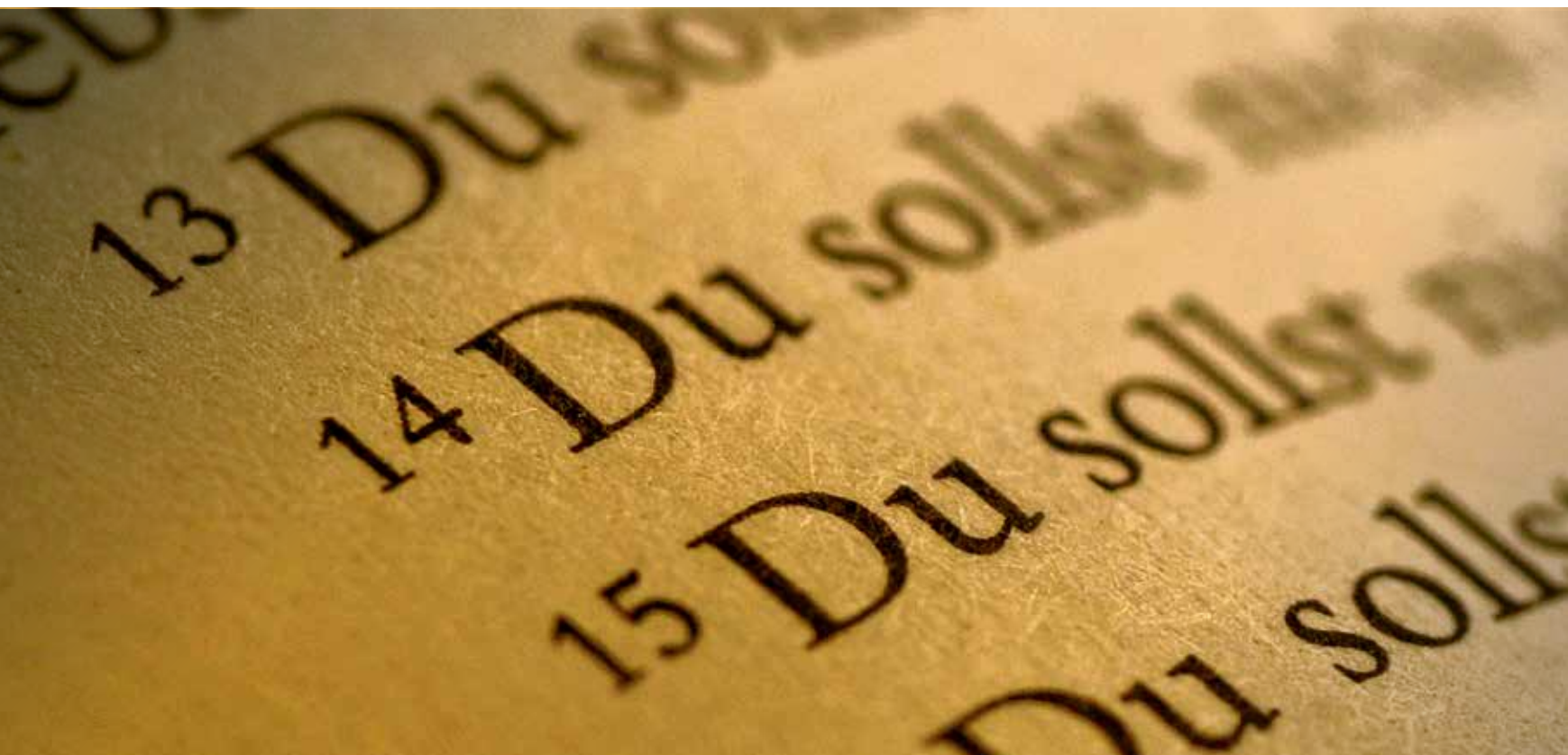
In der Apostelgeschichte wird auch erzählt, dass Jakobus hingerichtet und Petrus gerettet wurde – eine harte Realität. All unser Beten bewirkt vieles und es konfrontiert uns auch mit unserer Begrenztheit. Miteinander diese Spannung aushalten und zugleich eine unerwartete Begleitung der Engel nicht aus dem Blick zu verlieren, lässt uns hoffend-zweifelnd im Gebet verbunden bleiben.

// PIERRE STUTZ
AUTOR, VORTRAGSREDNER
UND SPIRITUELLER LEHRER

lung von einer jüdischen Sekte zu einer neuen Religion. Und auch hier stehen Petrus und Paulus erst auf verschiedenen Seiten.

Petrus war davon überzeugt: Jesus war Jude und wusste sich zu seinem Volk, nur zu seinem Volk gesandt. An der Tora mit all ihren Gesetzen und Geboten war für Petrus nicht zu rütteln: Wer an Jesus glaubt, muss auch daran glauben und die überlieferten Regeln befolgen, etwa die Beschneidung.

Paulus war hingegen sicher: Die Geschichte mit Jesus ist größer, sie ist Weltgeschichte. Deshalb wollte er den Heiden das Evangelium verkünden, den Römern und Griechen und allen, die in fremden Religionen und Kulte zu Hause sind. Alle sollen Christen werden können – ohne gleichzeitig Juden sein zu müssen. Komplizierte Speisegesetze befolgen oder sich beschneiden lassen? Nein, das würden sie



Freiheit ist kein Freibrief

Im **Alten Testament** ist frei, wer nicht von fremden Herrschern unterdrückt wird.
Im **Neuen Testament** befreit Jesus von der Macht der Sünde. Und überall in der Bibel stellt sich die Frage: Kann der Mensch ganz frei sein, **wenn Gott selbst die Spielregeln bestimmt?**

Von Susanne Haverkamp

Freiheit ist im Alten Testament kein zentraler Begriff, ja, es gibt noch nicht einmal ein hebräisches Wort dafür. Einerseits. Andererseits ist die wohl wichtigste Gründungsgeschichte im Judentum die einer Befreiung: Gott führt sein Volk aus der Sklaverei in Ägypten in das Land, in dem Milch und Honig fließen. Der Exodus – ein wunderbarer, gottgeführter Weg aus der Unterdrückung in die Freiheit.

Am Exodus sieht man, was Freiheit im Alten Testament vor allem bedeutet: politische Freiheit und Selbstbestimmung, Leben ohne die Unterdrückung durch fremde Mächte, seien es Ägypter, Assyrer, Babylonier, Perser oder Griechen. Das kleine Volk Israel war immer ein Spielball der großen Nachbarn, deshalb waren die kurzen Phasen der Freiheit besonders wichtig.

Freiheit bedeutete auch: Religionsfreiheit. Denn viele Eroberer brachten ihre Götter mit und versuchten, den Glauben Israels zu unterdrücken. Zahlreiche

Geschichten erzählen davon: von Ester, der jüdischen Frau des persischen Königs Artaxerxes, die alles daransetzte, ihr eigenes Volk und ihre Religion zu schützen. Von den Jünglingen im Feuerofen, die starben, weil sie das goldene Standbild des babylonischen Königs Nebukadnezar nicht verehren wollten (Daniel 3). Von der Familie, die ausgelöscht wurde, weil sie sich nicht zwingen ließ, entgegen Gottes Gebot Schweinefleisch zu essen (2 Makkabäer 7).

Freiheit hat im Alten Testament aber auch eine gesellschaftliche und wirtschaft-



liche Komponente. Da gibt es das Jubeljahr, das mit der Befreiung aus der Schuldklaverei verbunden ist. Im Buch Levitikus (25,10) heißt es: „Erklärt jedes fünfzigste

Jahr für heilig und ruft Freiheit für alle Bewohner des Landes aus! Jeder von euch soll zu seinem Grundbesitz zurückkehren, jeder soll zu seiner Sippe heimkehren.“

Grundsätzlich wird Sklaverei, also der Inbegriff der Unfreiheit, nicht verboten, aber doch kritisch gesehen: „Wenn du einen hebräischen Sklaven kaufst, soll er sechs Jahre Sklave bleiben, im siebten Jahr soll er ohne Entgelt als freier Mann entlassen werden“ (Exodus 21,1). Die Begründung ist klar: „Denk daran: Als du in Ägypten Sklave warst, hat der HERR, dein Gott, dich frei-

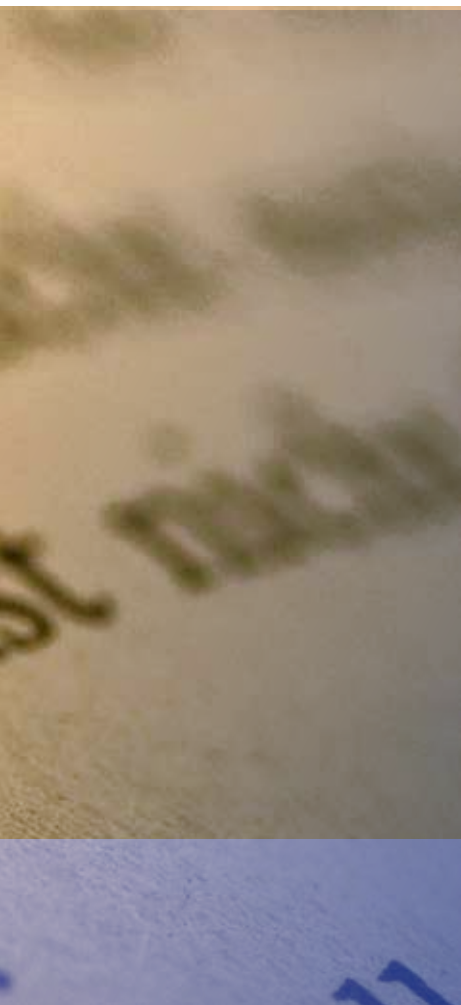


Foto: kna/Benedikt Plesker

gekauft. Darum verpflichte ich dich heute auf dieses Gebot“ (Deuteronomium 15,15). Womit aber auch ein prinzipieller Widerspruch benannt ist: Gott, der Herr, befreit, aber er verpflichtet auch.

„Wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit“

Im Gegensatz zu diesen sehr handfesten Ideen ist Freiheit im Neuen Testament ein spiritueller Begriff. Zwar bezieht sich Jesus in seiner Antrittsrede ausdrücklich auf die hebräische Bibel, wenn er sagt: „Der Geist des Herrn ruht auf mir. Er hat mich gesandt, damit ich den Armen eine frohe Botschaft bringe; damit ich den Gefangenen die Entlassung verkünde; damit ich die Zerschlagenen in Freiheit setze und ein Gnaden-

jahr des Herrn ausrufe“ (Lukas 4,18–19). Aber es geht Jesus nicht um eine politische Revolte gegen die Römer; es geht ihm um innere Freiheit. So sind etwa seine Heilungen Befreiungen von Blindheit oder von den inneren Dämonen. Oder sie befreien vom Ausschluss aus der Gemeinschaft.

Später ist es Paulus, der die Freiheit zu einem entscheidenden christlichen Konzept ausbaut. Bis heute bekannte Sätze zu diesem Thema stammen von ihm: „Zur Freiheit hat uns Christus befreit“ (Galater 5,1); „Wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit“ (2 Korinther 3,17); „Jetzt aber sind wir frei geworden vom Gesetz“ (Römer 7,6).

Und warum sind Christen frei? Paulus sagt: weil „Christus Jesus dich frei gemacht hat vom Gesetz der Sünde und des Todes“ (Römer 8,2). Überhaupt ist es die Freiheit von Sünde, die Erlösung durch Jesu Kreuz und Auferstehung, die das Fundament der Freiheit ist: „Wir wissen doch: Unser alter Mensch wurde mitgekreuzigt, damit der von der Sünde beherrschte Leib vernichtet werde, sodass wir nicht mehr Sklaven der Sünde sind. Denn wer gestorben ist, der ist frei geworden von der Sünde“ (Römer 6,6–7).

Der Freiheitsgedanke des jungen Christentums scheint attraktiv gewesen zu sein – zumal in einer Gesellschaft voller Unfreiheit, Regeln und Schranken. Allerdings scheint er auch missverständlich gewesen zu sein, wie die mahnenden Worte des Paulus immer wieder zeigen. Freiheit ist eben kein Freibrief, um über die Stränge zu schlagen. Im Gegenteil: Freiheit in Christus schafft neue Verpflichtungen. Paulus schreibt: „Denn indem ihr nun frei geworden seid von der Sünde, seid ihr Knechte geworden der Gerechtigkeit“ (Römer 6,18). Oder an anderer Stelle: „Ihr seid zur Freiheit berufen, Brüder und Schwestern. Nur nehmt die Freiheit nicht zum Vorwand für das Fleisch, sondern dient einander in Liebe!“ (Galater 5,13) Und im 1. Petrusbrief (2,16) heißt es ähnlich: „Handelt als Freie, ohne die Freiheit als Deckmantel der Bosheit zu benutzen, sondern als Knechte Gottes!“

Man sollte daher nicht naiv von der „Freiheit der Kinder Gottes“ oder der „Freiheit eines Christenmenschen“ sprechen. Ja, biblische Menschen wollen und dürfen frei sein – innerlich und äußerlich. Aber zugleich sind sie gebunden an Gottes Gebot und Gottes Willen: im Alten Testament an die Tora, im Neuen Testament an das Gebot der Liebe. Dazu Ja zu sagen, geschieht allerdings rein freiwillig. ●

DAS IST MIR HEILIG



Foto: privat

Maria in unserem Haus

Als ich im Jahr 1975 heiratete und aus dem Elternhaus in unser neu gebautes Haus zog, wollte ich unbedingt diese Statue der Muttergottes als Erbstück mitnehmen. Die Madonna ist etwa einen Meter hoch. Sie stand daheim in einem Zimmer in der Dachwohnung.

Wir ließen sie von einem Kirchenmaler wieder herrichten, da der Sockel ein bisschen kaputt war. Seitdem steht sie in unserem Treppenhaus auf einem Sockel an der Wand. Sie wird mit Blumen geschmückt und in der Not wird auch mal eine Kerze angezündet.

// MARIA ENDRES,
SCHMALWASSER

WAS IST
IHEN
HEILIG?

Was ist Ihnen
heilig?

Schreiben Sie uns!

Verlagsgruppe Bistumspresse, Heilig,
Postfach 26 67, 49016 Osnabrück oder
an E-Mail: heilig@bistumspresse.de

Wem übergebe ich den Schlüssel?

Anderen Menschen Zugang zum Haus, Auto oder Konto zu geben, ist **Vertrauenssache**.

Jesus hat **Petrus** sogar die **Himmelsschlüssel** überlassen – auch wenn der längst nicht perfekt war.



Vertrauensbeweis:
Der Opa übergibt seiner Enkelin sein Auto.

Schlüssel verloren? Es gibt kaum etwas, vor dem man mehr Angst haben muss. Mit dem Alter steigt die Gefahr, dass man seine Schlüssel irgendwo hinlegt und nicht mehr weiß, wo sie sind. Am Schlüsselbund hängt so viel: Haustürschlüssel, Autoschlüssel, Schlüssel für das Fahrradschloss, der Chip für die Bürotür. An meinem Bund hängen noch einige Schlüssel, von denen ich gar nicht weiß, wofür sie da sind. Aber sie machen den Schlüsselbund groß und schwer, sodass ich ihn immer in der Hosentasche spüre und beruhigt bin.

Gut ist es, wenn man jemandem seine Schlüssel anvertrauen kann. Nicht jeder kommt dafür infrage. Wem würden Sie Ihren Wohnungsschlüssel geben? Den Nachbarn?

Der Putzkraft? Dem Elektriker? Den Kindern? Das ist eine Frage des Vertrauens. Aber wie oft wird Vertrauen missbraucht! Wie oft setzt man auf die falschen Leute!

Darum geht es bei der Stelle im Matthäusevangelium, in der Jesus dem Simon Petrus die Schlüssel des Himmelreichs übergibt. Diese Übergabe hat eine Vorgeschichte. Sie steht bei Jesaja und erzählt von der Absetzung des Schebna und der Einsetzung des Eljakim als König. „Ich lege ihm den Schlüssel des Hauses David auf die Schulter“, so spricht Gott. „Wenn er öffnet, kann niemand schließen; wenn er schließt, kann niemand öffnen.“ (Jesaja 22,22)

600 Jahre vor Christus waren Schlüssel selten. Sie waren oft so groß, dass sie über der Schulter transportiert wurden. Eljakim bekommt also den Schlüssel des Hauses David, während sein erfolgloser Vorgänger Schebna als „Schandfleck im Haus deines Herrn“ beschimpft wird. „Gib Acht! Der Herr wird dich in hohem Bogen wegschleudern. Er wird dich zu einem Knäuel zusammenwickeln und wie einen Ball in ein weites Land schießen!“ (Jesaja 22,17-18) In dieser Wutrede kann man den Schmerz und die Enttäuschung spüren, die ein missbrauchtes Vertrauen mit sich bringt.

Auch die Schlüsselübergabe an Petrus bezeichnet einen Kurswechsel. In der Theologie des Matthäusevangeliums setzt Jesus auf eine Erneuerung Israels. Wie der König im Gleichnis, dem die geladenen Hochzeitsgäste absagen, öffnet Gott die Tür für die Leute von der Straße. Alle, denen der himmlische Raum bisher verschlossen war, sind nun eingeladen.

Jesus setzt sein Vertrauen auf Petrus. Ihm will er die Schlüssel des Himmels geben. Ist Petrus der Richtige? Daran kann man zweifeln, denn schon in der nächsten Szene herrscht Jesus seinen Schlüsselträger an: „Weg von mir, Satan! Du bist mir ein Ärgernis!“ Petrus ist der Mann, der nach der Gefangennahme Jesu mit den anderen flieht, der ihn im Hof des Hohepriesters verleugnet.

*»Alle
Schlüsselträger
des Himmels sind
überfordert.«*

Würden Sie so einem Mann Ihre Schlüssel anvertrauen? Jesus tut es. Aber er setzt nicht nur auf ihn. Petrus steht nämlich nicht nur für eine einzelne Person. Petrus ist der Mann, der als Erster sagt: „Du bist der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!“ Als Erster legt Petrus das Bekenntnis aller Christen ab. Das Wort vom Schlüssel ist die Antwort Jesu auf dieses Bekenntnis.

Mit Petrus setzt Jesus auf eine Kirche, die ebenso ist wie dieser Mann: manchmal mutig, manchmal feige, manchmal gläubig, manchmal auf Abwegen – aber ganz sicher nie perfekt. Alle Schlüsselträger des Himmels sind überfordert: Petrus, seine Amtsnachfolger, seine Kirche. Aber die Übergabe, von der das 16. Kapitel des Matthäusevangeliums berichtet, ist nicht das letzte Wort Jesu. Sein letztes Wort steht ganz am Schluss: „Siehe, ich bin mit euch alle Tage bis zum Ende der Welt.“

// ANDREAS HÜSER

ANFRAGE

Ein, zwei oder drei Querbalken auf dem Turmkreuz?

Auf dem Paderborner Dom ist ein Kreuz mit zwei Querbalken. Bisher war ich der Meinung, dass dies das Zeichen für ein Erzbistum sei. Im Urlaub sah ich aber auf einer Pfarrkirche ein Kreuz mit zwei Querbalken und auf der Nußberg-Kapelle (Bild) ist sogar ein Kreuz mit drei Querbalken. Gibt es eine Erklärung?

// M. Bogedain, Borgentreich

Wer Kirchtürme genau betrachtet, entdeckt oft ein einfaches Kreuz – das zentrale Symbol des Christentums. Doch manchmal zeigt es zwei oder sogar drei Querbalken. Was diese verschiedenen Kreuzformen zu bedeuten haben, ist gar nicht so leicht herauszufinden.

Ein Doppelkreuz, auch Patriarchenkreuz genannt, trägt zwei Querbalken, der obere kürzer als der untere. Der kürzere Querbalken entwickelte sich vermutlich aus der am Kreuz Jesu angebrachten Inschriftentafel mit der Aufschrift „INRI“ („Jesus von Nazareth, König

der Juden“). Das Doppelkreuz auf dem Paderborner Dom wurde wahrscheinlich nach der Erhebung Paderborns zum Erzbistum angebracht und kennzeichnet das Gotteshaus als Zentralkirche des Bistums. Das Doppelkreuz ist aber kein Exklusivzeichen für Erzbistümer.

In manchen Regionen weist das Doppelkreuz daraufhin, dass in der Kirche eine Kreuzesreliquie aufbewahrt wird, also – zumindest der Tradition nach – ein Teil des Kreuzes Christi. Ein Beispiel dafür ist das Kloster Einsiedeln in der Schweiz. In Österreich und Süddeutschland kommen Doppelkreuze häufiger vor – auf Kirchtürmen, Wallfahrtskapellen oder Kreuzwegstationen. Sie stammen vermutlich aus dem Barock und wurden zum Schutz vor Unglauben oder Glaubensabfall errichtet.

Das Kreuz mit drei Querbalken, die nach oben hin kürzer werden, ist noch seltener. Es steht für das Amt des Papstes und seine dreifache Vollmacht als Lehrer, Hirte und Priester. Da das Papstkreuz aus drei Querbalken besteht, erinnert es in seiner Gestaltung an ein orthodoxes Kreuz. Auch bei diesem Kreuz symbolisiert der obere Querbalken die Inschriftentafel „INRI“. Der untere, schräge Balken soll an den Fußbalken erinnern, auf dem sich Jesus bei seiner Kreuzigung abstützen konnte.

Das dreibalkige Kreuz auf der Nußberg-Kapelle lässt sich laut Einschätzung der Kunstabteilung des Erzbistums München und Freising keiner Kreuzform eindeutig zuordnen. Es weist Merkmale des Patriarchen- und des orthodoxen Kreuzes auf. Auch die Geschichte der Kapelle erkläre nicht, warum dieses in Bayern ungewöhnliche Kreuz verwendet wurde, so die Kunstabteilung.

// JASMIN LOBERT

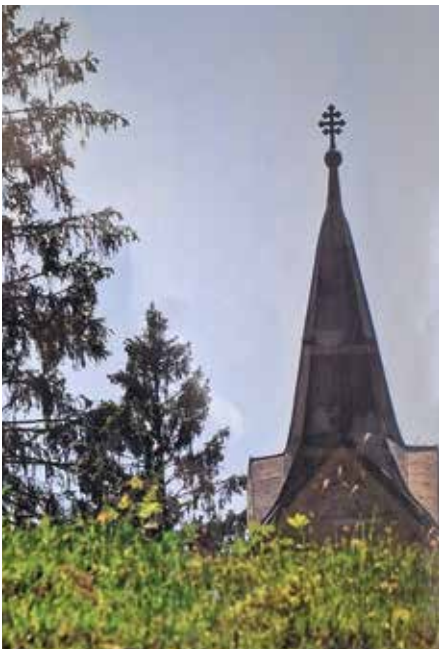


Foto: privat

Liebe Leserin, lieber Leser, haben Sie Fragen zu Liturgie und Brauchtum, zu Kirchenrecht und Glaubenslehre? Schreiben Sie an: Verlagsgruppe Bistumspresse, Anfrage, Postfach 26 67, 49016 Osnabrück. Oder: redaktion@bistumspresse.de

BIBELRÄTSEL

Wichtig ist nur der Glaube

Paulus erklärt den Galatern (Seite 45), dass alle, die an Jesus Christus glauben, gleichberechtigt sind. Woher jemand stammt, ob Frau oder Mann, arm oder reich, Bürger oder Sklave – das spielt in einer christlichen Gemeinde keine Rolle. Denn der Glaube ist größer als das Gesetz. Für Paulus war es ein Hilfsmittel zur Vorbereitung auf das Kommen Jesu. Womit vergleicht Paulus das Gesetz?

Wenn Sie es wissen, senden Sie die Lösung bitte bis zum 25. Juni an: Zentralredaktion, Bibelrätsel, Postfach 2667, 49016 Osnabrück, oder an: gewinnspiel@bistumspresse.de

Diese Woche zweimal zu gewinnen:
Andreas R. Batlogg: Leo XIV.
Der neue Papst, Herder Verlag



Wer ist dieser Papst? Und was bedeutet seine Wahl für die Zukunft der katholischen Kirche?

Lösung vom 8. Juni:
Josef, genannt Barsabbas, mit dem Beinamen Justus, und Matthias (Apostelgeschichte 1,23)

Gewonnen haben:
Erika Piening, Melle;
Uta Küch, Merseburg;
Karl Heinz Kremer, Lennestadt

LEUTE



Der Schauspieler und kalifornische Ex-Gouverneur **Arnold Schwarzenegger** (77) hat überraschend den Wiener Stephansdom besucht. Der gebürtige Steirer hielt sich für die Klimakonferenz „World Summit“ in der Wiener Hofburg auf, wie die Presseagentur Kathpress berichtet. Ein exklusives Orgelkonzert fand ebenfalls statt, bei dem der Ex-Politiker und Klimaschützer selbst die Orgel spielte. Schwarzenegger macht bei Wien-Besuchen regelmäßig Abstecher in den Dom.

Wolfgang Niedercken (74), Gründer der Kölschrock-Band BAP, hat seinen ersten Song ganz automatisch auf Kölsch geschrieben. So habe er sich am besten ausdrücken können, sagte er der Münchner Abendzeitung. „Dialekte sind eher die Sprache der Seele als eine Amtssprache.“ Alle rockenden Kollegen, die auf Deutsch sangen, hätten einen Dreh gefunden, wie sie diese eckige Sprache abmildern könnten: „Ob das der Udo mit seinem Genuschel ist oder der Herbert, der mit merkwürdigen Betonungen singt. Aber das geht einem auch nah.“



Rufus Beck (67), Schauspieler und Sprecher, ist nach eigener Aussage überrascht davon, was alles in der Bibel steht. Das sagte er der Apotheken-Umschau. Beck hatte die komplette Bibel in der Lutherübersetzung als Hörbuch eingesprochen. „Es gibt sicherlich nicht viele Menschen in Deutschland, die wirklich jedes Wort gelesen haben“, fügte er hinzu. Das sei schon besonders gewesen. Die ungekürzte Fassung des Bibel-Hörbuchs, die 2017 erschienen ist, umfasst beinahe 98 Stunden.



»Die Art, wie wir uns die Argumente um die Ohren hauen, trägt nicht dazu bei, in Ruhe zu überlegen, was wir aus dieser Situation machen, in der es viel zu gewinnen und auch einiges zu verlieren gibt.«

ZDF-Journalistin **Shakuntala Banerjee** (52) fordert im Podcast „Vom Großen und Ganzen“ mehr Respekt im öffentlichen Meinungsaustausch.

Teichblume	ausge- lernter Hand- werker	unver- feinert	Idee ohne reale Grundlage	Maß des elektr. Wider- stands	spani- scher Frauen- name	Hand- lung
Mut	sündige bibli- sche Stadt		erhöhter Fürsten- sitz	wein- artiges Honig- getränk	welt- weiter Konzern (Kzw.)	
nicht spät	Amts- tracht	Schüler des Apostels Paulus				also (latein.)
der- artige				belgi- sches Heilbad	ein- farbig	
skandi- navische Währungs- einheit	Klang- richtung (engl.)	kath. Priester † 1865	kleiner Ein- schnitt, Scharte	hart- näckig, ver- bissen		
Worte, Sätze aus- sprechen				Kurz wort für Jugend- liche(r)	eine Geliebte des Zeus	
Senkblei	franz. Welt- geist- licher	latei- nisch: sei gegrüßt	deutscher Geheim- dienst (Abk.)			
katho- liche Andacht						
weib- licher Artikel			Kfz.-Z.: Düren			

W-968

Auflösung des letzten Rätsels

Z	U	S	A	E	T	Z	L	I	C	H
B	R	A	N	D		W	E	I	H	E
S		Z	E	N	I	T		E	F	
H	A	I	F	A		L	T	R	E	
C		E		F	L	O	E	Z		
H	O	S	T	I	E		I	Y		
F	E	S	T	N		K	N	I	E	
	C		C	A	R	I	T	A	S	
F	A	T	A	L						
M	I	R		B		B				
L		H	A	A	G					
M	O	E	N	C	H					

Erste Bücher über Leo XIV.

Autoren tasten sich an den neuen Papst heran

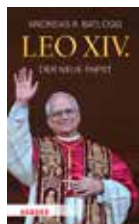
Welchem Baseballclub in seiner Heimatstadt Chicago sein Herz gehört, weiß die Welt bereits: Es sind die White Sox. Ebenfalls, dass er lange Bischof in Peru war und gerne Tennis spielt. Wenige Wochen

nach der Wahl tasten sich bereits mehrere Bücher an den neuen Pontifex heran. Hier sind drei Empfehlungen zur ersten Orientierung über den US-amerikanischen Augustiner, Missionar und Papst.



BUCHTIPP

Andreas Batlogg:
Leo XIV.
Der neue Papst



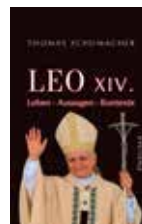
Der Jesuit Andreas Batlogg ist ein ausgewiesener Kenner des Franziskus-Pontifikats. Er blickt vor allem auf die Perspektiven, die der argentinische Papst für die Weltkirche und ihre kulturell so unterschiedlichen Ortskirchen eröffnet hat. Vor allem die Not im globalen Süden ist auch seinem Nachfolger vertraut, der als Bischof in Peru gewirkt hat. Batlogg schildert, mit welchen Erwartungen und Herausforderungen Leo XIV. umgehen muss, insbesondere in Hinblick auf seinen Vorgänger. Der Autor ist davon überzeugt, dass Robert Francis Prevost als Papst Leo XIV. die theologischen und kirchenpolitischen Linien der vergangenen Jahre weiterziehen, aber dabei eigene Akzente setzen wird, etwa im Umgang mit traditionell denkenden Katholiken. Zugleich zeichnet Batlogg eine informative Skizze zur Biografie und zum Charakter des neuen Kirchenoberhaupts. Wer tiefer in die gegenwärtigen Umbrüche in der katholischen Kirche und die Rolle der Päpste einsteigen möchte, liegt mit diesem Buch richtig.



Das Buch ist erhältlich
in der Buchhandlung
Michaelsbund unter
Telefon 089/23225-420
oder im Internet unter
www.michaelsbund.de.

BUCHTIPP

Thomas Schumacher:
Leo XIV.
**Leben – Aussagen –
Kontexte**



Weniger um die Biografie als um die ersten inhaltlichen und programmatischen Aussagen von Leo XIV. geht es Thomas Schumacher. Er leistet eine theologische Einordnung der zentralen Aussagen von Papst Leo XIV. in seinen ersten Ansprachen und Predigten. Damit ist auch ein Ausblick auf die Schwerpunkte dieses Pontifikats verbunden, das eine längere Dauer verspricht. In sieben Kapiteln umreißt sie der Autor. Da ist etwa das von Leo XIV. betonte Augustinus-Zitat: „Für euch bin ich Bischof, mit euch bin ich Christ.“ Es weist auf ein dialogisches Amtsverständnis hin. Ebenso zeigt der neue Mann auf dem Stuhl Petri eine starke Hinwendung zur katholischen Soziallehre. Die darin enthaltene Verantwortung des Einzelnen könnte er dabei als US-amerikanisch geprägter Katholik stärker betonen als sein Vorgänger. Ein schmales, aber ausgesprochen gehaltvolles Buch über die theologischen Grundsätze, auf die der neue Papst sein Amt baut.



Das Buch ist erhältlich
in der Buchhandlung
Michaelsbund unter
Telefon 089/23225-420
oder im Internet unter
www.michaelsbund.de.

BUCHTIPP

Josef Gelmi:
**Das große Buch
der Päpste**
Von Petrus bis Leo XIV.



Der gebürtige Südtiroler Josef Gelmi zählt zu den populärsten Autoren, wenn es um die Geschichte der Päpste geht. Der 88-jährige Kirchenhistoriker versteht es, knapp und sachlich, aber nie langweilig von den Nachfolgern des Apostels Petrus zu erzählen. Dabei macht er die enormen Veränderungen deutlich, die das Amt im Lauf von fast 2.000 Jahren erfahren hat. Im Zuge dessen geht er auch auf die Schattenseiten der Stellvertreter Christi ein, die lange Zeit als Oberhäupter eines Flächenstaates in der Mitte Italiens Machtpolitik betrieben. Diese Last braucht Leo XIV. nicht mehr zu tragen, dem dieses Handbuch ein neues Kapitel und eine erste Einschätzung widmet. Ein umfangreicher Band, in dem man sich immer wieder festliest und etwas von der spirituellen Macht und Einzigartigkeit des Papstamtes erfahren kann.



Das Buch ist erhältlich
in der Buchhandlung
Michaelsbund unter
Telefon 089/23225-420
oder im Internet unter
www.michaelsbund.de.

Architektur zum Streicheln

Anna Heringers Häuser sind aus **Lehm**. Von Gebäuden aus Glas, Beton und Stahl will die Architektin nichts wissen. Stattdessen soll der traditionelle Baustoff dazu beitragen, dass Menschen wieder einen **Bezug zur Erde** finden – und zu ihren **Mitmenschen**.

Von Alois Bierl

Manchmal kommen unvermittelt Passanten in das Büro von Anna Heringer, weil sie es für einen Eine-Welt-Laden halten – wegen der vielen bunten Wandbehänge aus Bangladesch. Wer sich genauer in dem mittelalterlichen Gewölbe im oberbayerischen Laufen an der Salzach umschaute, findet neben einem Klavier, Computern und Tonmodellen runder Häuser nur gelegentlich Heringer selbst. Denn die ist viel unterwegs. Es ist schon etwas dran mit der Einen Welt und ihrem Architekturbüro: Die 47-Jährige baut in Asien, Afrika oder den USA – und mittlerweile auch in Deutschland.

In der Branche ist sie trotz vieler Preise eine Außenseiterin, weil sie die Vorstellungen, wie Architektur heute auszusehen hat, gehörig durcheinanderwirbelt. Heringer arbeitet nicht mit Beton, Stahl und Glas, sondern mit „Dreck“, wie sie selbst lachend sagt. Vornehmer ausgedrückt: Sie baut mit ungebranntem Lehm, also nicht einmal mit Ziegelsteinen. Zurzeit errichtet sie im Auftrag des Salesianerordens ein Ausbildungszentrum für Maurer, Zimmerleute, Landwirte und andere Berufe im Nordosten Ghanas. Besonders traditionelle Techniken sollen dort an junge Menschen weitergegeben werden. Das beginnt schon mit den Gebäuden, an denen die Einheimischen mitarbeiten. Anfangs war es nicht ganz einfach, sie von dem Baumaterial zu überzeugen, obwohl es in ihrer Kultur tief verankert ist.

ZUR PERSON

Anna Heringer ist Praxisprofessorin an der Universität Liechtenstein. 2023 erhielt sie den Gebhard-Fugel-Kunstpreis der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst.

Heringer kann sich richtig darüber aufregen, „wie diesen Menschen über Jahrzehnte eingehämmert worden ist, dass ein öffentliches Gebäude aus Beton sein muss, damit es auch repräsentativ ist“. Also aus einem mit



Foto: Norbert Rau

Der Altar im Wormser Dom besteht aus Lehm. Auf der Baustelle eines Bildungszentrums in Ghana bauen Frauen mit.

viel Energie hergestellten Baustoff, an dem gewinnorientierte Konzerne hängen und der oft lange Transportwege hinter sich hat. „Erde ist dagegen überall vorhanden“, sagt Heringer und preist das Material. Es gewährleiste einen gleichmäßigen Feuchtigkeitsaustausch, sei deshalb nicht schimmelfähig, ungiftig, billig und nachhaltig. Wird ein Lehmhaus abgebrochen, braucht es nur Wasser, um den Baustoff aufzulösen und in einem Kreislaufsystem wiederzuverwerten. Den üblichen Bauschutt müssen Spezialunternehmen dagegen mit viel Energie aufbereiten und entgiften, wenn er denn überhaupt wieder Verwendung findet und nicht gleich auf einer Deponie landet.

Lehmbaustellen laden viele ein

Den Einwand, dass ein kräftiger Regen die schönen nachhaltigen Lehmbauten wegschwemmt und sie deshalb höchstens in Trockenregionen funktionieren, kennt Heringer. Dabei ist selbst in Deutschland in vielen historischen Fachwerkhäusern jede Menge Lehm verbaut und der Witterung ausgesetzt. Die Architektin arbeitet mit „Lehmputzmischungen, in denen die Erfahrungen vieler Handwerkergenerationen steckt“, sagt sie.

Für das Ausbildungszentrum in Ghana wenden Frauen dieses überlieferte Wissen an und verfeinern es. Denn Lehmbaustellen sind keine reine Männersache. Auch deshalb liebt Heringer das Baumaterial, „weil es so viele zum Mitarbeiten einlädt“, sagt sie.

Als sie zusammen mit dem Künstler Martin Rauch einen neuen Altar aus Lehm für den Wormser Dom





Foto: Studio Anna Heringe; Porträtbild: Gerald von Foris

ANNO DOMINI

Ein Heiliger des Alltags?

„Dein Leben darf kein fruchtloses Leben sein. Sei nützlich. Hinterlasse eine Spur. Leuchte mit dem Licht deines Glaubens und deiner Liebe.“ So beginnt Josemaria Escrivá sein Buch „Der Weg“. Der Gründer des Opus Dei ist überzeugt, dass jeder – Priester und Laien – Gott bei der Arbeit im Alltag begegnen kann.

Josemaria Escrivá de Balaguer y Albás, so der vollständige Name, wird am 9. Januar 1902 in Barbastro im Nordosten Spaniens geboren. 1915 geht das Textilgeschäft

seines Vaters pleite, die Familie zieht nach Logrono. In Saragossa studiert er Theologie und Jura. 1925 wird er zum Priester geweiht. Escrivá arbeitet als Landpfarrer, dann in Saragossa, bevor er nach Madrid wechselt, um in Jura zu promovieren. Er engagiert sich in Armenvierteln und für Studenten.

Mit 26 Jahren gründet er am 2. Oktober 1928 das Opus Dei („Werk Gottes“), nach einer „göttlichen Eingebung“, wie er sagt – und widmet ihm sein Leben. Die Anfänge sind eher bescheiden: Nach acht Jahren

zählt das Werk weniger als 20 Mitglieder.

Im Spanischen Bürgerkrieg versteckt sich Escrivá, legt die Priesterkleidung ab und taucht unter – in einer psychiatrischen Klinik und im Konsulat von Honduras. Im Herbst 1937 überquert er mit Schmugglern die Pyrenäen und lässt sich in Burgos, Südfrankreich, nieder. Nach dem Bürgerkrieg kehrt er nach

Madrid zurück, hält Exerzitien für Laien, Priester und Ordensleute – und die Zahl der Anhänger wächst. 1939

erscheint „Der Weg“ mit 999 Denkanstößen und praktischen Anregungen, etwa zum Gebet.

1946 zieht Escrivá nach Rom, pflegt Kontakte zum Vatikan und arbeitet an der Ausbreitung des Opus Dei. Er bereist Europa und Lateinamerika, hält Vorträge und wirbt um Mitglieder. Am 26. Juni 1975 stirbt er am Herzinfarkt in seinem Arbeitszimmer. Im Todesjahr Escrivás zählt das Opus Dei weltweit mehr als 60 000 Anhänger – knapp 600 sollen es aktuell in Deutschland sein. Papst Johannes Paul II. steht dem Werk wohlwollend gegenüber und spricht ihn am 6. Oktober 2002 heilig.

Schon zu Lebzeiten verehren ihn Anhänger wie einen Heiligen, knien vor ihm und küssen ihm die Hand. Für sie ist Escrivá der „Heilige des Alltags“. Kritiker werfen ihm dagegen eine Nähe zum rechtsgerichteten Diktator General Franco und ein Elitendenken vor. Ehemalige Mitglieder vergleichen das Opus Dei mit einer autoritär geführten Sekte; sie bemängeln Druck, Machtmissbrauch und Heimlichtuerei.

1975

VOR 50 JAHREN

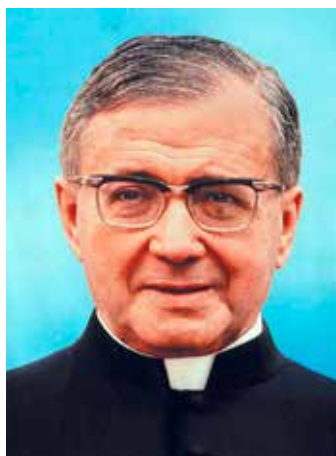


Foto: Imago/Bridgeman Images/Stefano Bianchetti

Josemaria Escrivá de Balaguer y Albás (1902–1975)

errichtete, „haben Ordensschwestern, Kindergartenkinder, der Kirchenchor und sogar überzeugte Atheisten mitgewerkelt“.

Der Baustoff „fordert einfach heraus, miteinander etwas zu machen, es steckt etwas Spirituelles darin“, sagt die Architektin. Oft streicheln Vorübergehende die Lehmmauern an den von ihr entworfenen Gebäuden, als drückten sie ihre Beziehung zur Erde aus, die den Menschen trägt und ernährt.

Gerne würde Heringer einmal eine Kirche bauen. Aber eigentlich habe sie zusammen mit einem Team schon einmal einen sakralen Bau realisiert, erzählt sie, nämlich den Gebärraum des Frauenmuseums im österreichischen Hittisau. Ein Modellhaus, das zeigt, wie ein menschenfreundliches Gebäude aussehen könnte, in dem Mütter ihre Kinder zur Welt bringen, „und das ist ja etwas Hochspirituelles“, sagt Heringer.

Zwar keine Kirche, aber einen Gebetsraum hat sie für den gerade entstehenden Campus St. Michael in Traunstein entworfen. Der Campus ist ein Leuchtturm-Projekt für verschiedene Bildungseinrichtungen der Erzdiözese München und Freising, das hier die Nachhaltigkeitsgedanken von Papst Franziskus und seiner Enzyklika Laudato si umsetzen will. Heringer hat das 70 Meter lange und 50 Meter breite Zentralgebäude in einer deutschlandweit bisher einzigartigen Lehmbauweise errichtet.

Erfahrungen mit einem solchen Auftrag hat sie schon zu Beginn ihrer Laufbahn gesammelt, als sie in Bangladesch eine Schule gebaut hat. Gigantische Prestigegebäude, wie sie ihre männlichen Kollegen gerne für reiche Auftraggeber errichten, interessieren sie dagegen nicht. „Weil Architektur in die Natur eingreift, hat sie eine große Verantwortung“, sagt Heringer. Es tue ihr weh, wenn die Branche unbekümmert Rohstoffe und Boden verschwendet, das Klima belastet und damit auch die Zukunft ihrer Tochter. Dagegen baut Anna Heringer unverdrossen mit ihrem „Dreck“ an. ●

// CHRISTOF HAVERKAMP

Das Bistum lädt zur Willibaldswoche

Mit einem vielfältigen kulturellen und geistlichen Programm feiert das Bistum Eichstätt seinen Patron und verbindet sich mit dem Fest-Motto dem Heiligen Jahr: „Pilger der Hoffnung“

EICHSTÄTT Die Einladung ist ausgesprochen und im Kalender vieler Menschen im Bistum ist die diesjährige Willibaldswoche ohnehin schon vermerkt: sie findet vom 4. bis 13. Juli unter dem Motto „Pilger der Hoffnung“ in der Domstadt statt. Das Leitwort lehnt sich bewusst an das des Heiligen Jahres der katholischen Weltkirche an. Die traditionelle Festwoche zu Ehren des Eichstätter Diözesanpatrons, des heiligen Willibald, will wie in den Vorjahren spirituelle Impulse mit vielfältigen Veranstaltungen für Jung und Alt verbinden.

Auftakt beim Altstadtfest

Der Auftakt findet im Rahmen des Eichstätter Altstadtfestes auf dem Pater-Philipp-Jeningen-Platz statt. Vom 4. bis 6. Juli lädt ein buntes Familienprogramm Groß und Klein zum Mitfeiern, Basteln und Pilgern mit allen Sinnen ein. Am Sonntag, den 6. Juli, wird um 10 Uhr ein Festgottesdienst im Dom gefeiert.

Der Gedenktag des heiligen Willibald am Montag, 7. Juli,



Pilger der Hoffnung – der Eichstätter Bistumspatron Willibald.

steht im Zeichen von Familie und Generationen. Ein Sinnesparcours lädt am Nachmittag Eltern, Großeltern sowie Kinder und Enkel ein, gemeinsam auf Entdeckungsreise zu gehen. Im Anschluss um 17 Uhr findet ein feierlicher Gottesdienst im Dom statt. Parallel dazu gibt es dezentrale Angebote mit Reliquien des heiligen Willibald in den Regionen Gunzenhausen und Neumarkt.

Am Mittwoch, 9. Juli, steht der „Tag der Mitarbeitenden“ im Mittelpunkt. Der Freitag, 11. Juli, ist den Männern gewid-

met. Ein Pilgerweg führt zum Dom, wo um 17.15 Uhr ein Gottesdienst gefeiert wird. Im Anschluss sind alle Anwesenden zur Begegnung im Innenhof des Priesterseminars eingeladen.

Ein Fest für Augen und Ohren

Der Samstag, 12. Juli, bietet gleich mehrere Höhepunkte: Beim „Gospel-Begegnungstag“ erklingen spirituelle Rhythmen, das „Festival der Jugend“ bringt junge Menschen im Priesterseminar zusammen. Am Abend

wird um 20 Uhr zur „Domtafel“ auf dem Domplatz geladen – mitgebrachte Speisen werden geteilt, Gemeinschaft erlebt. Gospelchöre sorgen mit ihrem gemeinsamen Abschlusskonzert für musikalische Höhepunkte. Ein besonderes Erlebnis erwartet die Besucher ab 22 Uhr im Dom: Bei „Willibald meets lights and beats“ verwandeln Lichtinstallationen und moderne Musik den Dom in eine einzigartige Klang- und Lichtlandschaft.

Zum Abschluss der Festwoche ist am Sonntag, 13. Juli, der Tag der Ehejubilare. Um 11 Uhr feiern Paare, die ein besonderes Ehejubiläum begehen, einen Dankgottesdienst. Am Nachmittag sind ehrenamtlich Engagierte, die bei der Erstellung der Pastoralkonzepte mitgewirkt haben, zu einer Begegnung eingeladen. Den festlichen Schlusspunkt setzt ein besonderes Domkonzert mit Orgel und Saxophon am Abend.

// PDE/HEBE

Weitere, laufend aktualisierte Informationen zum Festprogramm gibt es unter www.willibaldswo-



HÖRFUNK FÜR DIE DIÖZESE EICHSTÄTT

Luitpoldstraße 2 | 85072 Eichstätt | Telefon 08421 50258
E-Mail: radiok1@bistum-eichstaett.de | UKW-Frequenzen von Radio IN

Alle Beiträge und weitere Themen unter www.radiok1.de

TÄGLICH

Gedanken zum Tag
Montag bis Freitag 5.20 Uhr,
Samstag 5.55 Uhr,
Sonntag 7.30 Uhr
(im wöchentlichen Wechsel mit der evangelischen Kirche)

SONNTAG, 22. JUNI

Der Sonntag-Morgen
7.00 - 9.00 Uhr unter anderem mit folgenden Themen:
– Blutspenden in der Region
– Ausstellung im Diözesanmuseum
– Pflegefachmann bei der Caritas
– Sammlerin von Sterbebildern

SONNTAG, 29. JUNI

Der Sonntag-Morgen
7.00 - 9.00 Uhr unter anderem mit folgenden Themen:
– Kommt zur Willibaldswoche!
– Die neuen Diakone
– Was heißt Sedisvakanz?
– Säulen der Kirche. Peter und Paul

Ausgewählt.

Altes Wissen neu

DONNERSTAG, 26. JUNI, 19 UHR

Unter dem Titel „Was die Alten noch wussten und die Jungen wieder interessiert lädt der Katholische Deutsche Frauenbund (KDFB) zu einem Vortrag in den Dorftreff Lippertshofen ein. Landschaftsgärtner und Buchautor Dipl.Ing. Thomas Janscheck aus Wolnzach beleuchtet die enge Beziehung zwischen Mensch Pflanze rund um Haus und Hof.

Weitere Informationen beim KDFB-Diözesanverband Eichstätt, Tel. 08421/50-673; Internet: www.frauenbund-eichstaett.de

Der Teufel im Kino

DONNERSTAG, 26. JUNI, AB 15 UHR

„Gesichter des Bösen im Spielfilm – Herausforderungen für Ethik und Theologie“ ist das Thema eines Medienforums des Diözesanbildungswerks und der Abteilung Schule und Bildung der Diözese. Die Veranstaltung richtet sich vor allem an ehrenamtlich und hauptberuflich Mitarbeitende in Bildung und Pastoral. Die Leitung hat der Referent für Medienbildung, Thomas Henke

Anmeldung unter Tel. 08421/50-651 oder per E-Mail bei medienzentrale@bistum-eichstaett.de

PROGRAMMTIPPS

ZWÖLFUHLRLÄUTEN

St. Michael in Lauterhofen in der Oberpfalz

Sonntag, 22. Juni, 12 Uhr

725 Jahre wird Lauterhofen heuer alt und ist damit einer der ältesten Orte im heutigen Landkreis Neumarkt.

Das Mittagsläuten vom Turm der St. Michaelskirche herab besorgen sechs Glocken. Drei stammen aus dem 15. und 16. Jahrhundert, drei wurden 1953 gegossen. Das Zwölfuhrläuten wird auf BR2 ausgestrahlt.

KIRCHE IN BAYERN

Das ökumenische Fernsehmagazin

Sonntag, 29. Juni, 20.30 Uhr

Der zurückgetretene Eichstätter Bischof Gregor Maria Hanke blickt zurück auf seine Amtszeit. Im Interview spricht er über Herzenthemen, Herausforderungen und Höhepunkte, denen er in 19 Jahren begegnet ist. Das Magazin Kirche in Bayern, wird auf TV Ingolstadt ausgestrahlt sowie auf weiteren Regionalsendern und auf Bibel TV.



Vom Genuss

MONTAG, 23. JUNI, 19.30 UHR

Was macht das Leben aus? Schwester Teresa Zukic meint: die Fähigkeit zu genießen. Mit ihrem Vortrag im Landratsamt in der Nürnberger Straße 1 in Neumarkt, möchte sie dazu einladen, das Leben zu genießen. Den musikalischen Rahmen des Abends, zu dem die katholische Erwachsenenbildung einlädt, gibt das ukrainisch-deutsche Ensemble Vyshyvanka.

Kunst in der Kirche

DIENSTAG 24. JUNI, 19 UHR

Die Leiterin der Hauptabteilung Kunst und Kultur des Erzbistums Bamberg spricht im Cari-

tas-Pirckheimer-Haus Nürnberg über zeitgenössische Kunstwerke in sakralen Räumen und erschließt, wie moderne Kunst den spirituellen Raum bereichern kann..

Anmeldung unter info@keb-nuernberg.de

Willibaldritt

SONNTAG, 6. JULI

In Jesenwang findet zum 303. Mal der traditionelle Willibaldritt statt. Nach dem Wallfahrergottesdienst um 10 Uhr empfangen alle teilnehmenden Pferde und Reiter bei einem Durchritt durch die spätgotische Willibaldkirche den feierlichen Segen.

Weitere Informationen und Bilder unter www.willibaldritt-jesenwang.de

– ANZEIGEN –

Buchhandlung St. Willibald

Papst Leo XIV.

Wer er ist – wie er denkt – was ihn und uns erwartet



Robert F. Prevost ist der erste Amerikaner, der zum Papst gewählt wurde. Nach einem kurzen Konklave tritt er als Papst Leo XIV. das Amt des verstorbenen Papst Franziskus an. Er war Oberer des Augustinerordens in Rom und Bischof in Peru, bevor ihn Papst Franziskus erst 2023 an die vatikanische Kurie holte, ihm die Verantwortung für die Auswahl der katholischen Bischöfe weltweit übertrug, ihn zum Erzbischof und zum Kardinal machte. Wer ist er? Wie denkt er? Welche Geschichte bringt er mit? Und was ist ihm wichtig? Diese Fragen und welche Akzente Papst Leo für die Zukunft der Kirche setzt,

beantwortet dieses Buch. Autor Stefan von Kempis ist Vatikan-Journalist in Rom und kennt die römischen Akteure seit langem. Er stellt den neuen Papst und seine Geschichte vor.

Verlag Patmos, 160 Seiten, Hardcover, 19 Euro

Buchhandlung St. Willibald
Marktplatz 5 • 85072 Eichstätt
eichstaett@willibald-buchhandlung.de
Telefon 08421 / 80 326

Lieferung erfolgt ab 20,- € versandkostenfrei.

RELIGIÖSE SENDUNGEN

Regelmäßige Termine

- Montag bis Samstag, 7.00 Uhr, **K-TV**
Katholischer Gottesdienst (45 Min.)
- Montag bis Samstag, 8.00 Uhr, **Bibel TV**
Katholischer Gottesdienst aus dem Kölner Dom (45 Min.)
- Mittwoch, 10.00 Uhr, **EWTN** Generalaudienz mit dem Papst aus Rom (90 Min.)
- Mittwoch, 19.00 Uhr, **BR** Stationen.
Aus Religion und Kirche (30 Min.)
- Samstag, 12.10 Uhr, **BR** Glockenläuten (5 Min.)
- Samstag, 18.30 Uhr, **K-TV** Katholischer Gottesdienst aus Freiburg (60 Min.)
- Samstag, 18.45 Uhr, **MDR** Glaubwürdig (5 Min.)
- Sonntag, 12.00 Uhr, **EWTN** Angelus-Gebet mit dem Papst aus Rom (30 Min.)
- Sonntag, 19.00 Uhr, **Bibel TV** Kirche in Bayern (30 Min.)

Sonntag, 22. Juni

- 9.03 **ZDF** 37 Grad Leben. Suche nach dem Spirit: Schamanismus (27 Min.)
- 9.30 **ZDF** Katholischer Gottesdienst aus St. Martin in Kirchham (45 Min.)

Dienstag, 24. Juni

- 8.55 **Arte** Sakrale Bauwerke. Vom Streben nach Höhe und Licht (90 Min.)

Samstag, 28. Juni

- 23.15 **Arte** Ein Herz auf Bestellung? Die Zahl der benötigten Spenderorgane wächst (55 Min.)
- 23.45 **ARD** Das Wort zum Sonntag. Mit Conrad Krannich, Halle (5 Min.)

Sonntag, 29. Juni

- 9.30 **ZDF** Evangelischer Gottesdienst aus Kobersdorf im Burgenland (45 Min.)
- 10.00 **BR** Katholischer Gottesdienst zu Peter und Paul aus der Klosterkirche in Abensberg (50 Min.)
- 10.50 **BR** Zeit und Ewigkeit. Gedanken zum Fest Peter und Paul mit Abt em. Hermann Josef Kugler OPraem (10 Min.)
- 18.30 **ZDF** Mal ehrlich (25 Min.)

Montag, 30. Juni

- 22.25 **3sat** Witz als Waffe. Der jüdische Humor (70 Min.)

Samstag, 5. Juli

- 23.35 **ARD** Das Wort zum Sonntag. Mit Benedikt Welter, Trier (5 Min.)



Foto: SWR/Wood Water Films

Andreas will durch die Ostsee schwimmen, Hanna hält den Plan für Wahnsinn.

Der Weg in die Freiheit ist lebensgefährlich

Hanna ist eine begabte Leistungsschwimmerin. In Rostock verbringt sie den größten Teil ihrer Zeit mit ihren besten Freunden Andreas und Jens. Außerdem trainiert Hanna sehr hart, um sich ihren Traum zu erfüllen, bei den Olympischen Spielen ihr Heimatland zu vertreten. Andreas hingegen hat seine Probleme mit der DDR. Als seine Situation immer schwieriger wird, entschließen sich Andreas und Hanna zur Flucht. Ihr Plan ist, die DDR schwimmend über die Ostsee zu verlassen. Bis in den Westen müssen die beiden ungefähr 50 Kilometer schwimmen. Werden sie es schaffen?

Der Film „Jenseits der blauen Grenze“ ist 2024 beim Festival Max Ophüls Preis uraufgeführt worden. Dort erhielt der Film den Publikumspreis und den Preis der ökumenischen Jury.

Jenseits der blauen Grenze. Am Freitag, 27. Juni, um 20.15 Uhr bei Arte (101 Min.)



Foto: ARD Degato/Claussen + Putz/Studiocanal/Frank Dicks

Bei der abergläubischen Elsbeth ist gerade wieder eine buddhistische Reisegruppe zu Gast.

Liebe ist stärker als der Tod

Luise lebt mit ihrer Mutter und ihrer Oma Selma im Westerwald. In ihrem Dorf haben manche so ihre Eigenarten. Der Optiker fängt jeden Tag einen Liebesbrief an und schickt ihn nie ab. Die missmutige Marlies braucht für ihre schlechte Laune keine Ursache, und Elsbeth beherbergt buddhistische Reisegruppen. Doch in Eigentümlichkeit stehen Luise und Selma keinem etwas nach. Wenn die Enkelin etwas erzählt, was sie selbst nicht glaubt, fällt etwas von oben herunter. Und bei ihrer Oma wird es unheimlich, wenn ihr im Traum ein Okapi erscheint. Tatsächlich kommt es zu einem Ereignis, das ihrer Enkelin bis ins Erwachsenenalter nachgeht. Erst als Erwachsene beginnt Luise, sich neu auf das Leben einzulassen – und es zu lieben.

Was man von hier aus sehen kann. Am Montag, 30. Juni, um 20.15 Uhr in der ARD (100 Min.)

Risse im Eispanzer

„Himmelwärts“ ist kein lustiges Kinderbuch und kein Roman zum entspannten Schmökern. Es geht um Krankheit, Tod und Schmerz. Aber für Kinder, die selber gerade um jemanden trauern, kann dieses Buch zu einem hilfreichen Begleiter werden.

Toni ist wütend. Sie liegt mit ihrer besten Freundin YumYum auf der Picknickdecke in ihrem Garten, schaut in den Abendhimmel – und kämpft gegen die Tränen an. „Die Erwachsenen glauben, dass ich dumm bin“, denkt Toni. Sie sagen ihr: „Deine Mutter ist jetzt im Himmel und passt dort auf dich auf.“ Oder: „Sie ist jetzt dein Schutzengel.“ Toni tröstet diese Sätze nicht. „Ich will keinen Scheißschutzengel“, denkt sie. „Ich will mit Mama im Wohnzimmer tanzen. Ich will, dass sie mit mir wegen irgendwas schimpft. Ich will alles, auch das Schlechte, was ich vorher nie wollte.“

Toni und YumYum stehen im Mittelpunkt des Jugendromans „Himmelwärts“ von Karen Köhler, der jüngst mit dem Katholischen Kinder- und Jugendbuchpreis der Deutschen Bischofskonferenz ausgezeichnet worden ist. Die in Hamburg lebende Autorin schreibt Theaterstücke, Drehbücher, Hörspiele, Essays und Erzählungen. „Himmelwärts“ ist ihr dritter Roman und handelt von Trauer und Schmerz, aber auch von Trost und Freundschaft und der Hoffnung auf einen Neuanfang.

Toni leidet seit einigen Monaten unter einer „Vermissung“, wie sie selbst sagt. Ihre Mutter ist an Hautkrebs gestorben. Um ihrer Freundin zu helfen, hat YumYum ein kosmisches Radio gebaut, um ins Weltall zu funken. Denn dort im Himmel soll sie ja sein, Tonis Mutter. „Hallo, Mama. Kannst du mich hören?“, „Mama, sag doch etwas“, ruft Toni an einem Sommerabend ins Funkgerät. „Mama? Du fehlst die ganze Zeit. Morgens fehlst du. Mittags auch und abends. Kannst du bitte das Eis, das in meiner Brust wächst, jetzt mit deiner Stimme schmelzen?“

Die Erinnerung an die Mutter ist immer da

Der Eispanzer um Tonis Herz ist dick. Das Buch zeigt, wie Vater und Tochter sich in ihrer Trauer entfremdet haben. Er, der immer sportlich war und Freunde traf, ist nun viel zu Hause, trinkt Wein und kommt mit verquollenen Augen aus dem Badezimmer. Auch Tonis Freundschaft zu YumYum hat gelitten. Toni hat sich zurückgezogen. Es schmerzt sie, wenn die Freundin sich über ihre Mutter ärgert. „Immerhin hat sie noch eine“, denkt sie dann. Die Erinnerung an ihre eigene Mutter ist dauernd präsent – manchmal so stark, als spüre sie ihre Hand auf ihrem Kopf, höre ihre Stimme und ihr Lachen. Eindringlich beschreibt Köhler Tonis Gefühlswelt – so emotional, dass der Leser oft eine Gänsehaut bekommt.

Natürlich gelingt es den Mädchen in dieser Nacht im Garten nicht, Kontakt zu Tonis Mutter aufzunehmen.



Kann der Sternenhimmel über dem Zelt trösten?

Aber Stück für Stück bricht Tonis fester Eispanzer auf. Ein Brocken fällt ab, als eine Sternschnuppe just in dem Moment über den Himmel saust, in dem Toni ihre Mutter um ein Zeichen bittet. Oder durch ein Gespräch mit der ISS-Astronautin Zanna, die auf die Funksprüche der Mädchen reagiert. „Solange du dich an sie erinnerst, wird sie immer da sein, immer ein Teil von dir sein“, sagt sie. Oder als YumYum auf Zannas Frage, ob sie Geschwister habe, antwortet: „Nee. Doch: Toni! Toni haben ist wie Geschwister haben.“ Als sich spät in der Nacht ihr Vater zu ihr legt und die beiden Arm in Arm einschlafen, taut der Eisblock noch ein bisschen mehr.

Das Buch lässt den Leser eintauchen in Tonis Gedanken und Gefühle. Es ist aber kein Buch, das Eltern oder Großeltern einfach so dem Sohn oder der Enkelin zum Geburtstag schenken sollten. Es ist kein lustiger Roman, kein Buch zum Schmökern am Abend. Zu hart, zu aufwühlend und zu sensibel ist das Thema. Aber wenn es einen Anlass gibt, wenn eine Familie mit Krankheit und Tod im nächsten Umfeld konfrontiert ist, dann ist dieses Buch ein guter Begleiter. Kinder werden sich in ihrer Trauer hier wiederfinden – und Eltern und Großeltern bekommen einen Einblick in die kindliche Gefühlswelt.

// KERSTIN OSTENDORF



Karen Köhler:
Himmelwärts.
Kinderbuch für Kinder
ab 10 Jahren,
Hanser Verlag,
192 Seiten, 19 Euro



Foto: Priesterseminar München

Gruß dir, Johannes

Christus, dem Herren, dientest du als Herold.
Ewiger Ratschluss fand in dir den Boten.
Glücklich wir preisen alle deinen Namen:
Gruß dir, Johannes.

Noch trägt die Mutter dich in ihrem Schoße,
du aber fühlst schon, dass sich naht der König;
Freude bewegt dich, drängt dich, ihn zu grüßen,
eh er geboren.

Wüste und Wildnis wählst du dir zur Wohnstatt,
kündest die Ankunft des ersehnten Retters,
predigst die Umkehr, rufst das Volk zur Buße,
dass es bereit sei.

Den einst die Seher als das Licht verheißen,
das sie nur ahnend aus der Ferne schauten,
ihn, der hinwegnimmt alle Schuld der Erde,
rufst du beim Namen.

Stimme des Rufers, der den Weg ihm ebnet,
dich hat vor allem sich der Herr erkoren:
Jesus, der Heiland, lässt von dir sich taufen,
er, das Lamm Gottes.

Lobpreis und Ehre Gott, dem ew'gen Vater,
Ehre dem Sohne, den du uns verkündet,
Ehre dem Geiste, der ihn dir bezeugte,
immer und ewig. Amen.

Dieser Hymnus entstammt der Vesper vom 24. Juni, dem Gedenktag Johannes' des Täuflers. Die gezeigte Darstellung befindet sich im Münchner Priesterseminar, das nach ihm benannt ist.